Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 32 — Marburg i. H., den 5. August — 1909

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Erkenntnis. Gedicht — Literaturbriefe. 23. Zum Problem der Christusmythe — Die Notwendigkeit des Kampfes gegen die religiösen und sittlichen Mängel beider Kirchen — Eindrücke von der Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst — Josef Dietzgen, der sozialdemokratische Philosoph. Erste Hälfte — Aus Schleiermachers Hause — Verschiedenes: Aus der Kirche im engeren Sinne; Berufliche Heimatkunde; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Erkenntnis

Ich danke dir, du Ewiger, daß du mir
Erkenntnis gabst!

Weh uns, wenn wir den Aether
Mit Netzen fangen wollen, — wenn uns Ehrfurcht,
Wenn Ahnung deiner Größe, die das Herz
In Demut zittern und erbeben macht,
Uns nicht bewahrt, das Unermeßliche,
Unendliche zu suchen im Begrenzten.
Ich hab's gewagt. Und als mein thöricht Mühen
Erfolglos blieb, fügt' ich die Maschen fester
Und warf auf's neue aus.

Den Pendelschlag
Der ewig regen Lebensuhr belauscht' ich,
Des inneren Werkes meisterlich Gefüge
In seinen Wechselwirkungen zergliedernd,
Doch immer blieb die Urkraft mir verhüllt.
Und so, gewöhnt, zersetzend zu betrachten,
Verlernt ich das ursprüngliche Empfinden ....

Da ward es Nacht in mir. Der lichte Quell,
Der meiner Kindheit Garten einst durchrauscht,
Versiegt — versiegt! — Und zu der ewigen Macht
Schrie ich empor: Erbarme dich, du Höchster,
Erbarme dich! — wo nicht, zerschmettre mich!

— — Und du enthülltest dich.

Nicht plötzlich, — blendend,
Allmählich, langsam lösten sich die Schranken
Vor meinem blöden, lichtentwohnten Blick.
Du führtest mich aus meiner Einsamkeit
Dem regen Kreis der Wirkenden entgegen, —
Ja, edle Menschen führtest du mir zu!
Der müden Seele langverstummter Harfe
Entströmten neu der Kindheit reine Klänge,
Von heimatlich-vertrautem Ton berührt,
Und die Empfindung trat in ihre Rechte.

Und bald empfand ich dich!

Der ich in dir
Allein den großen Schöpfer noch verehrte,
Empfand in dir den liebenden Erlöser.
Die milde reine himmlische Gestalt
Des Gottessohnes, die in meiner Jugend
Ehrwürdig mir, doch unerreichbar fern,
Schritt lehrend, lindernd mir zur Seite nun.

Und ich erkannte tief: nicht jene Welten,
Die du zum Sein beriefst, — die ihre Bahnen
In heiliger Ordnung ruhig kreisend ziehn,
Verkünden deine höchste Macht! — die Seele
Ist deiner Macht erhabenster Triumph —
Und deine Größe, Herr, ist deine Liebe!

A D

Literaturbriefe

23. Zum Problem der Christusmythe

Man kann von zwei verschiedenen Seiten her an das Verständnis einer Epoche herankommen.

Man achtet entweder darauf, daß ihre verstreuten Elemente erst durch die Persönlichkeiten wirksam werden, in denen sie zusammengefaßt, geformt und gerichtet werden. Oder umgekehrt darauf, daß auch die größten Persönlichkeiten nichts enthalten, was nicht auch ohne sie als ein Element unter anderen da wäre. Das eine Mal fällt aller Nachdruck auf die Kraft und besondere Richtung der hervortretenden Persönlichkeiten, das andere Mal auf die Elemente, die durch das ganze Volksleben ihrer Zeit hin da sind.

Beides ergänzt sich, fordert sich fast. Aber wie die menschlichen Dinge sind, steht es meist in starker Spannung gegeneinander. Und da das die Energie der Forschung zu fördern pflegt, kann man nichts dagegen einwenden.

Nur daß es für die Unbeteiligten (aber sachlich Interessierten) gut ist, sich diese psychologische Situation unserer Forschung klar zu machen.

Dabei läßt sich nicht verkennen, daß die rein wissenschaftliche Betrachtung stets die Tendenz haben wird, auf die Seite zu treten, auf der die Heroen nicht stehen.

Eine Geschichtswissenschaft im strengen, so zu sagen naturwissenschaftlichen Sinn kann es ja über Urkundenkritik, Chronologie und dergleichen hinaus nicht geben. Alles Uebrige hängt unlösbar mit persönlichen Wertungen zusammen, und zwar um so mehr, je mehr große Persönlichkeiten in Frage kommen.

Je mehr deshalb die Historie Wissenschaft sein will, desto mißtrauischer ist sie erfahrungsmäßig gegen das persönliche Element in der Geschichte.

Das hat auch garnichts Beängstigendes für Jeden, der dem modernen Aberglauben entwachsen ist, welcher alle geistigen Werte auf die wissenschaftlichen zusammenstreicht.

Der Mensch wird ewig leben von seinen heißen Wertungen, von seinem Kämpfen, Hoffen, Wünschen und nicht von seinen Einsichten und Reflexionen.

Aber es ist gerade die Glut und die Heftigkeit dieser Wertungen, die ihn dazu treibt, diese Welt, die er fassen, die er umschaffen will, ganz kalt, ganz entseelt, ganz mechanisch —

ganz als Stoff zu sehen. So kommt er zur Wissenschaft; und es ist, als könnte sie ihm garnicht materialistisch, garnicht geistentblößt genug sein.

In Folge dessen kann diese streng wissenschaftliche Betrachtung kein anderes Verhältnis zu den eigentlich treibenden, zu den persönlichen Mächten haben außer dem, daß sie ihr Werkzeug ist. Ein direktes Verhältnis hat sie nur zum Stoff der Dinge. Und Alles, schlechthin Alles in der Welt, Hohes und Niederes, interessiert sie nur, sofern es Stoff ist.

Es ist das nicht der Unwert, sondern gerade der eigentümliche Wert der Wissenschaft. Aber es ist freilich nur da ein Wert, wo ein starker und wirkungsfähiger Geist darüber herrscht.

Wenn aber einmal in späten Zeitläuften das Drama des wissenschaftlichen Weltalters geschrieben wird, so wird dies der tragische Knotenpunkt sein: wie der Mensch auf der Höhe seiner Kraft sich dieses Werkzeug, diese Maschine so zu sagen, schuf, die ihm alle Welt unterwerfen sollte, indem sie alle Welt in Stoff verwandelte, in welchen er seinen Willen hineindrücken könne wie in Ton, und daß dann diese Maschine, gespenstisch tot und lebendig zugleich, sich gegen ihn selbst, ihren Schöpfer, erhob, ihn selbst in Stoff auflösend, einen Stoff, den Niemand mehr knetete, Niemandes Wille mehr formte — kein Wille im Himmel und auf Erden — soweit das Auge blickte, tonloses Murmeln eines ewig unbeseelten Stoffes.

Aber lassen wir die Gespenster.

Es mögen die ewig schwachen Herzen sein, die die Welt nicht als Stoff sehen können, die sie belebt und womöglich rosenrot sehen müssen, damit sie den Lebensmut nicht verlieren. Aber wo es sich darum handelt, die Kraft selbst zu schaffen, welche die Welt als Stoff zu sehen stark genug ist, da wäre es offenbar eine Verwirrung aller Dinge, wenn man sie selbst als Stoff sehen wollte.

Im Menschen begegnen sich die beiden Betrachtungen. Die eine aktiv, wirksam, nicht sowohl ein Wissen als ein Tun, nicht sowohl ein Sehen als ein Schaffen, nicht sowohl ein Erkennen als ein Gestalten, die, durch welche er Kraft wird. — Es ist ein Notstand, daß wir dafür keine Worte haben als solche, welche der Verwechselung mit Wissen und Meinen erliegen.

Die andere, durch die er, Kraft geworden, die Welt dazu verurteilt, Stoff zu sein, — Stoff für ihn, für die Kraft, die über sie gerät.

Jene erste schöpferische ist die, durch die erst Personen entstehen. Die Betrachtung, die den Menschen erst lehrt, sich selbst als Person zu sehen, und so auch, Personen um sich zu sehen.

Und ihr entgegengesetzt die andere, durch die er auch die schon geformte Welt wieder auflöst, um sie neu als Stoff zu sehen, durch die er sich selbst in Bewußtseinsreihen auseinanderzieht, und so alles um sich her, Welt und Geschichte, entpersönlicht.

Halten wir dies streng auseinander, es ist der größte Gegensatz, den es auf geistigem Gebiet überhaupt gibt: den Menschen, der Kraft werden, Kraft zeugen will, — Phantasie, Kunst, Religion, Ethos — und den Menschen, der seine Kraft auslassen will und dazu Stoff braucht — Reflexion, Verstand, Wissenschaft.

Für gewöhnlich wird leider beides als „Erkenntnis“ zusammengeworfen und als „Philosophie“ wie etwas Gleichartiges zusammengedichtet.

Seit Indern und Griechen ist das so gemacht worden, und es ist also wenig Aussicht, sich mit Erfolg dagegen aufzulehnen.

Je nach der Richtung eines Zeitalters hat mehr die künstlerische oder die religiöse oder die ethische Betrachtung das konstruktive Element dabei abgegeben. Es ist verständlich, daß eine so einseitig wissenschaftliche Zeit, wie die unsere, kein anderes als dies Element zum eigentlichen Aufbau berief, und daß die moderne Philosophie sich als strenge Wissenschaft aufzutun versucht.

Nur daß gerade diese Konstellation die innere Unmöglichkeit einer solchen Zusammendichtung völlig heterogener Aussagen zur lebendigen Empfindung und zur Evidenz bringen muß.

Indessen soweit sind wir noch nicht. Heute — und heute unter dem Einfluß Eduard von Hartmanns wieder mit frischer Kraft — führt das große Wort noch jene philosophische Dichtung, die vorgibt, Wissenschaft zu sein. Es liegt nun am Tage, daß sie, je mehr sie versucht, sich als strenge Wissenschaft zu erweisen, desto eifersüchtiger darauf bedacht sein wird, alle persönlichen Elemente los zu werden und irgend eine Analogie mit der eigentlichen, der materialistischen Wissenschaft herzustellen.

Nur daß in ihr die Tendenz vorherrschen wird, als die eigentliche Wirklichkeit nicht sowohl ökonomische oder sonstige Zustände anzunehmen, die sich in Mythen ausdichten, als vielmehr logisch folgerecht sich entwickelnde Gedanken, deren Wahrheit in Mythen geahnt wurde, nun aber von Angesicht zu Angesicht in Gestalt korrekt verlaufender logischer Schlüsse angeschaut wird.

Wenn Kalthoff mehr von der Seite der materialistischen Geschichtsbetrachtung her (in Verbindung mit sozialer Tendenz) die Jesusgestalt in die Elemente zurückzulösen versuchte, aus denen sie einst zusammenkrystallisierte, so hat neuerdings Drews*) sie mehr in den philosophisch ausdrückbaren und wissenschaftlich beweisbaren Gedanken zurückzuschmelzen versucht, aus dessen vielgestaltiger mythischer Einkleidung unter Babyloniern, Persern, Indern, Hellenen, Egyptern, Römern sie einst zusammengeschweißt worden sei.

Und Einer denkt so wenig als der Andere daran, daß, je richtiger das alles sein sollte, was er als Elemente religiöser Vorstellungsbildung für das Zeitalter der Paulinischen Briefe nachweist, um so mehr es alles nur die Gesichtspunkte darstellt, unter denen eine damals entstehende starkreligiöse Persönlichkeit teils sich selbst auffassen mußte, teils von ihren Anhängern und Nachfolgern aufgefaßt werden mußte. Beide sind vielmehr blind hypnotisiert von dem ihnen entgegenstehenden theologischen Satz, nach welchem die „Einzigartigkeit“ Jesu darin bestand, daß er aus den geistigen Bedingungen seiner Zeit nicht erklärt werden könne. Indem sie gegen dies theologische Vorurteil losschlagen, bemerken sie nicht, wie tief sie in ihm befangen bleiben, wenn sie den Schluß ziehen: da also nichts aus den Zeitvorstellungen Unerklärliches da sei, so könne die große Persönlichkeit entweder überhaupt nicht, oder wenigstens nicht als einzigartig groß existiert haben.

Immerhin hat der Nachweis als Gegenschlag gegen jenes Vorurteil Interesse und Wert — soweit er sachlich bleibt.

Leider bleibt er das bei Drews so wenig, als er es bei Kalthoff blieb. Auch das Drewssche Buch wimmelt wieder von unedlen Verdächtigungen von Anderleut Ehrlichkeit.

Es scheint einmal — man muß das aussprechen — zur geistigen Konstitution eines deutschen Literaten vom Journalisten bis zum Philosophen eine gewisse Muffigkeit und Winkelhaftigkeit wesentlich dazuzugehören. Uns Allen klingen die Schimpfereien Ernst Haeckels und Eugen Dührings in den Ohren, und selbst Geister von der Höhe Schopenhauers, Lagardes oder Nietzsches haben selten ein längeres Stück Weges zurücklegen können, ohne zur Rechten oder zur Linken Jemanden anzuspucken. Diejenigen aber sind in unserem Volke zu zählen, welche die sachliche Vornehmheit der Diskussion bieten, die uns an den englischen Büchern zu erfreuen pflegt. Vielleicht sind wir auch auf diesem Gebiet ein wenig das, als was wir in der Fremde gelten: krätige Zuspätgeborene, die überall den Ellenbogen nötig zu haben meinen.

* * *

Indessen Drews gibt den Betrachtungen seines Buches eine andere Hauptspitze.

Die Religion, wenn sie nicht grundsätzlich rückständig sein wolle, müsse sich in reine, logisch gefeilte und wissenschaftlich nachweisbare Gedanken verwandeln lassen, und die Zerstörung der mythischen Gestalten sei gleichbedeutend mit der Fortentwicklung der Religion.

Hier ist die Verwirrung deutlich. Wenn die Jesusperson historisch aufgegeben werden muß, so wird das gewiß nicht das

*) Die Christusmythe. Jena, Diederichs 1909. XII und 190 S. 2 Mk. Vgl. Nr. 26 d. J.

Ende der Religion sein, nicht einmal derjenigen, welche sich nach ihr nennt. Daß aber die Zerstörung einer wertvollen Gestalt an sich ein religiöser Fortschritt sei, weil der Fortschritt der Religion im Gedanklichen liege, die lebendige Gestalt aber in eine niedere Provinz des menschlichen Geisteslebens gehöre, das ist das schlechthin Unerträgliche. Das ist die Verwirrung.

Soweit der Mensch Kraft ist und die Welt gestalten will, braucht er eine Zubereitung dieses seines Stoffes, in der die Welt wirklich Stoff ist. Soweit aber der Mensch Kraft werden will, braucht er dazu nicht Stoff, sondern Gestalt.

Es ist deshalb, daß die Heroen ihre wissenschaftliche Wegätzung bisher noch immer gut überstanden haben — sehr zum Nutzen der Kultur, ihrer inneren Lebendigkeit.

Wenn man sämtliche Briefe Michel Angelos hat über sich ergehen lassen, diese ganze Flut von Kleinigkeiten und Unzulänglichkeiten, so braucht man hernach nur vor die Medizäergräber zu treten, um das reine Bild des größten Künstlers alsbald wieder in sich auferstehen zu fühlen, — ein Bild, das mit jenen historisch gesicherten Briefen nichts mehr zu tun hat, und das wir dennoch als das wahrere empfinden. Und wenn man den ganzen Hexensabbat von mythologischen Ungestalten und aus ganz Asien und Europa zusammengeholten Gedankenbrocken gelesen hat, aus denen Arthur Drews den Jesus der Evangelien zusammengebacken sein läßt, so werden auch hier ein paar Seiten der Evangelien in den meisten Fällen genügen, um das Bild ruhiger und klarer Menschlichkeit wieder herzustellen, das der zornige Mann für immer zertrümmert zu haben glaubte.

Ueber den Erfolg also, welchen Drews seiner Arbeit vindiziert, muß man, wie ich glaube, sehr skeptisch denken.

Inzwischen so wenig eine genaue Ausgabe der Briefe Michel Angelos wertlos wäre, weil sie die Riesengestalt, die wir unter dem Namen kennen und verehren, nicht zerschlagen kann, so wenig ist der Versuch, die Jesusgestalt durch die historisch nachweisbaren Vorstellungen seiner Zeit zu erläutern, wertlos, auch wenn es ihm nicht gelingt, diese Meißelung der Jahrtausende als Irrlicht in den Sumpf zu bannen.

* * *

Dazu kommt ganz zuletzt noch ein Anderes. Es gibt noch eine dritte Angriffsfront bei denen, welche den Kult der Heroen bekämpfen.

Die Heroen haben nicht nur gestaltende und formende, sie haben auch eine stark bindende und hindernde Kraft über unser Innenleben; und der Nachteil dieser zweiten Seite kann mit der Zeit den Vorteil der ersten überwiegen.

Und in dieser Beziehung ist es wiederum auch gut, die wissenschaftliche Entpersönlichung auch auf die Heroen auszudehnen und keine Ausnahme zuzulassen. Das schafft Licht und Luft zu neuen Entwicklungen und bewahrt vor böser Verengung und Verschnürung des Innenlebens und vor Unterbindung der wirklich quellenden Kräfte zu gunsten toter, künstlich ins Leben zurückzurufender. Hier liegt die eigentliche Kraft des Drewsschen Buches, wie schon der Kalthoffschen Arbeiten. Und hierin, im Gegensatz gegen gewisse, weniger christo-, als vielmehr jesu-, ja historiozentrische Bestrebungen in der modernen Theologie, weiß wenigstens ich mich mit den beiden einig.

In dieser Richtung können auch diese Bücher Gutes wirken, und es ist ihnen zu wünschen. Artur Bonus

---

Die Notwendigkeit des Kampfes gegen die religiösen und sittlichen Mängel beider Kirchen

ist durch das Entstehen des Bundes der preußischen protestantischen „Konservativen" mit den Vertretern des Papsttums klarer als je zu Tage getreten. Welche Gründe sonst auch dazu mitgewirkt haben, dies Bündnis, dessen äußerer Zweck der Sturz des letzten Reichskanzlers war, zu Stande zu bringen — zuletzt ist es offen ausgesprochen worden, daß es um die Aufrechterhaltung der diesen beiden Parteien gemeinsamen „Weltanschauung" sich handle. Der selige Dorner sagte vor fünfzig Jahren einmal zu mir: „Wenn die Rechtfertigung aus dem Glauben nicht wäre, dann wären unsere Träger der Reaktion längst in hellen Haufen zum Katholizismus übergegangen." Jenes Hindernis hat sie jetzt nicht mehr abgehalten, wenigstens einen Bund mit dem Papsttum zu schließen. Der Zweck kann ohne Zweifel nur der sein, das Christentum Christi, das in den Befreiungskriegen die deutsche Nation gerettet, ja erst geschaffen hat, nun endlich definitiv zu vernichten. Seit 1850 beherrscht im protestantischen Deutschland die konfessionelle Richtung, die bemüht ist, in einer anders gewordenen Zeit das sechszehnte Jahrhundert zu erneuern, mehr oder minder das kirchliche Leben. Das Ergebnis ist, wie täglich jede Zeitung uns beweist, ein erschreckender Rückgang des religiösen und sittlichen Lebens, der in der Reichshauptstadt nun auch in wachsendem Abfall von der evangelischen Kirche zu Tage tritt. Kirchlich gebunden bleiben die Katholiken allerdings. In wie weit aber eine Kirche, die Religion und Sittlichkeit nur auf einem Umwege, nur durch den Gehorsam gegen die Hierarchie, aufrecht zu erhalten vermag, die religiöse und sittliche Existenz unserer Nation uns verbürgen kann — darüber will ich hier nicht sprechen. Das wird sich uns später ergeben.

1. Religion und Weltanschauung

Auch die beiden in der evangelischen Kirche vorhandenen Richtungen sprechen viel davon, daß eine jede eine andere „Weltanschauung" habe. Ich kann darin nur einen Mangel an theologischer Einsicht sehen. Für den religiösen Menschen handelt es sich um seine Religion. Die Weltanschauung steht ohne Zweifel mit ihr in Verbindung und in Wechselwirkung. Aber diese Verbindung ist keine strikte. Das persönliche Leben des Menschen kann auch Widersprüche einen. Luthers Weltanschauung war, wenigstens im Wesentlichen, keine andere als die des Papstes. Und doch war seine Religion, in einer sehr wesentlichen Beziehung, eine andere. Wenn die protestantischen preußischen „Konservativen" des Reichstags Grund fanden, mit den Untertanen des Papstes sich zu verbinden, dann konnten sie es nur deshalb tun, weil ihre Religion bis zu einem gewissen Grade die der Katholiken war. Auch die beiden Richtungen in der evangelischen Kirche sollten aufhören, davon zu reden, daß im Wesentlichen ihre Weltanschauungen sie trennen. Sie haben in gewisser Beziehung eine andere Religion. Die Einen glauben an den Christus der Dogmen, die Anderen an den geschichtlichen Christus. Aber selbst dieser Unterschied ist nur dann ein radikaler, wenn man mit ihm vollen Ernst macht. Das geschieht nur selten. Frommen Anhängern der überlieferten christologischen Dogmen hat es zuweilen doch der geschichtliche Christus angetan; und er bestimmt zu ihrem Glück und zu dem ihrer Umgebung ihr Leben. Es ist gewiß unsere Pflicht, dafür einzutreten, daß der Glaube an den geschichtlichen Christus, den Gott uns gegeben hat, nicht Menschen, in der Kirche Christi treu und offen verkündigt werden darf. Ich halte es aber für durchaus unrecht, in den Gemeinden einen Kampf um diesen Gegensatz zu beginnen. Er reduziert sich darauf, ob die biblischen „Wundererzählungen" als physische Ereignisse oder als Gleichnisse religiöser Vorgänge aufzufassen sind. Die das Erstere tun, werden im schlimmsten Falle einen Verlust an religiöser Innigkeit erleiden, der aber leicht in anderer Weise ersetzt werden kann. Wollen religionsgeschichtlich mangelhaft gebildete Superintendenten die Gemeinden beunruhigen oder Behörden Prediger absetzen, weil sie die „Wundererzählungen", von ihnen „Heilstatsachen" genannt, als Gleichnisse behandeln — dann mögen sie das tun. Wir aber dürfen sie nicht dazu durch Polemik reizen. Die christologische Frage steht an zweiter, nicht an erster Stelle.

Ganz anders verhält es sich, wenn es um den Gottesglauben sich handelt. In der Gemeinde hat man auch da schonend vorzugehen, weil eben die Gesinnung oft besser ist als die Theorie. Im öffentlichen Kampfe aber haben wir alles einzusetzen, den Gottesglauben ganz anders zu begründen als der Katholizismus oder das Luthertum. Der Kürze wegen fasse ich die in der reformierten Kirche vorhandene Abweichung

vom Luthertum nicht in das Auge. Ohnehin sind die „Konservativen", die in Berlin mit den Ultramontanen ihren Bund geschlossen haben, wohl alle Lutheraner gewesen. Von ihnen nun behaupte ich: ihre Religion ist der katholischen in Betreff ihres Inhaltes gleich. Eine Differenz besteht nur über die Art der Darbietung und der Aneignung. Es war das Unglück des Katholizismus und vor allem unserer Nation, daß die Gegenreformation in diesem Punkte sich dem Luthertum widersetzte. Wären die protestantischen Konservativen imstande, ihre Bundesgenossen in diesem Punkte doch endlich zu sich herüberzuziehen, dann würde dieser neue Bund doch kaum noch eine Gefahr für unsere Nation sein. Der Mangel an kirchengeschichtlicher Einsicht aber, an dem sie leiden, macht es den oft genannten „Konservativen" unmöglich, einzusehen, daß ihnen das nie gelingen kann, weil es Rom dazu an Selbstverleugnung, also an Religion, fehlt. Eben deshalb werden sie zuletzt einsehen, daß der Schritt, den sie getan haben, für sie und für uns verhängnisvoll ist. Wie verhält es sich damit?

2. Die Neubegründung des Gottesglaubens*)

Luther und die Hierarchie stimmen im Wesentlichen darin überein, daß unser Geschlecht vor Christus sündig, verloren war. Christus hat ihm das Heil gebracht, das jedem Einzelnen von außen muß dargeboten werden. Nach der Lehre des Papstes hat der Priester es darzubieten. Der Empfang erfolgt durch Gehorsam gegen den Priester, durch gehorsame Anerkennung seiner Lehren, durch gehorsame Befolgung seiner Gebote und gehorsamen Empfang seiner Sakramente. Die Lehren und die Gebote stellt die Kirche, der Papst, nach der von Christus gegebenen Anleitung fest. Die Sakramente schafft der Priester in der Spendung von neuem. Dem allen stimmt Luther bis auf den einen grundwesentlichen Punkt zu, daß er die Kirche und den Priester abtut. In Wort und Sakrament ist das Heil ein für alle Mal gegeben. Im Glauben wird es durch eine einzige Tat in seiner Totalität angeeignet. Betätigt wird sein Besitz durch Treue, dankbare Pflichterfüllung, nicht durch Weltflucht, sondern durch Hingebung an den von Gott gegebenen Beruf.

Ich habe in diesem Zusammenhange nicht zu erörtern, welche im höchsten Grade wertvollen Vorzüge dem Luthertum aus seiner veränderten Stellung zum Heilsgut erwachsen. Das aber steht fest: das Heilsgut selbst ist in beiden Kirchen im Wesentlichen dasselbe; nur die Darbietung und der Empfang ist verschieden. Das religiöse Grundgebrechen beider Kirchen aber ist dies, daß sie beide auf dem Gedanken ruhen, der Empfang des äußerlich dargebotenen Heilsgutes befähige den Menschen auch, es zu ergreifen und es sich zu Eigen zu machen. Diese Grundanschauung ist einfach falsch. Wer nicht das Leben in sich trägt, der kann es auch nicht wirklich empfangen. Der herrlichste Frühling kann die wirklich erstorbene Natur nicht zu neuem Leben erwecken. Und das hellste Sonnenlicht ist nicht imstande, dem Blinden die Sehkraft zu geben.**) Die Kirchen haben die unmittelbare Wirksamkeit des allgegenwärtigen Gottes in den Seelen nicht zu voller Anerkennung gebracht. Das macht sie unfähig, die wachsende Macht des Atheismus in unserer Zeit zu überwinden. Nach dem ersten Artikel in Luthers Katechismus ist Gott unser Schöpfer und Erhalter; das Heil der Seelen danken wir Christo, also einer erst in der Geschichte unseres Geschlechtes uns geschenkten Person. Von Gott können wir aber nur dann nicht lassen, wenn wir im Kampfe mit Welt und Ich die Existenz der Seele Ihm danken. Wo der wichtigste Grund unseres Gottesglaubens nicht Gottes eigene, unmittelbare Tat ist, da wird er nicht als absolut notwendig begründet. Die ganze Tyrannei der römischen Kirche aber, die des konfessionellen Staates***) und kirchlicher Behörden ruht auf der Angst, daß ohne ihre Herrschaft die Religion verloren gehen werde. Man zeige dem Volke, daß ohne Gott die Seele zu Grunde gehe; und es wird fester an ihn sich halten, als wenn ihm der Gottesglaube nur als Gehorsam gegen eine äußere Macht erscheint, deren Herrschaft es für ein willkürlich ihm auferlegtes Joch ansieht.

3. Neubegründung der Sittlichkeit

Mit dem Gottesglauben wird auch die Sittlichkeit gefährdet. Das unmündige Kind kann nicht unterscheiden, was es in seiner Erziehung dem Vater, und was es Gott dankt. Hat es der Vater nicht dazu erzogen, seinem inneren Richter und Erlöser gehorsam zu sein, dann gleicht der mündig gewordene Sohn, sobald er den Vater verlassen hat, dem Sklaven, der die Fessel bricht. Weil die Konfessionen das unmittelbare Wirken Gottes in den Seelen nicht beachteten, darum ist unser Volk nicht in der Erkenntnis erzogen, daß der Abfall von der Religion zur inneren und äußeren Anarchie führt. Daraus erklären sich die traurigen sittlichen Erscheinungen unserer Zeit, auch der Jakobinismus, dem weite Kreise unseres Volkes verfallen sind. Wie anders stünde es um unser Volk, wüßte es: die sittliche Weltordnung ist wie die Ordnung der Natur durch einen allmächtigen heiligen Willen beherrscht. Jede Uebertretung der sittlichen Ordnung bringt der Seele ebenso Verderben und Tod, wie die Widersetzlichkeit gegen die Naturordnung dem leiblichen Leben. Von dieser wichtigsten, für das Leben entscheidenden Wahrheit haben zufolge ihrer konfessionellen Erziehung Millionen in Deutschland keine Ahnung. Ich habe das im Konfirmandenunterrichte hundertfältig erfahren; und wirklich mit Grauen denke ich daran. Unser Volk bedarf einer tieferen Gotteserkenntnis und damit zugleich einer festeren Begründung seiner Sittlichkeit.

Daraus wird sich auch eine Vertiefung der Rechtfertigungslehre ergeben. Der Katholik bleibt unter der Herrschaft der Priester. Die Sünde wird ihm nur von Fall zu Fall vergeben. Gehorcht er wirklich, und ist der Priester ernst — dann liegt die Gefahr der Leichtfertigkeit nicht vor. Der Protestant tröstet sich: „Mein Gewissen schreckt mich nicht, Moses kann mich nicht verklagen; der mich frei und ledig spricht, hat die Schulden abgetragen." Dieser Anschauung sollten wir endlich uns schämen, nachdem Kant uns gezeigt hat, der unschuldige neue Mensch müsse in uns die Schuld und Strafe des alten sündigen Menschen tragen und im Wachstum des wahren Lebens gleichsam innerlich sie absorbieren.

4. Die innere und die äußere Offenbarung Gottes

Aus dem allen ergibt sich: unser Volk bedarf einer besseren Religion und einer ernsteren Sittlichkeit, als die konfessionellen Kirchen bis dahin sie ihm zu bieten vermochten. Daß ihre Keime in den Bekenntnissen der Kirchen vorhanden, daß beide von den Kirchen intendiert, von frommen Geistlichen vertreten sein mögen, das mag man zugeben. Darum aber handelt es sich hier nicht, sondern darum, daß die Kirchen offen und unumwunden zu diesem Fortschritt sich bekennen müssen. Ein Bruch mit der Vergangenheit ist das nicht, zunächst nur ein Rückgang vom Papst und von Luther zu Christo. Sein ganzes Leben ist unmittelbare Gemeinschaft mit Gott. Niemand ist nach ihm gut als der Eine, Gott; und Niemand wird gut als durch den Einen, Gott. Und er ermahnt uns: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, sondern vor dem Einen, der im Konflikt mit ihm Leib und Seele durch sein Gericht vernichtet. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man meint, die unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Gott entwerte für uns die äußeren Offenbarungen Gottes. Das Gegenteil ist wahr. Tragen wir Gott im Herzen — dann erst gewinnen wir die Propheten, Apostel und Reformatoren, vor allem Christus und seine Gemeinde wahrhaft lieb. Auch die Hingebung an sie ist dann kein Sklavendienst mehr. Dem künstlerisch Unbegabten ist es eine Qual, die großen Meister der Kunst und ihre Werke kennen zu lernen. Dem künstlerisch Begabten ist es eine Freude und Wonne. So schlägt das Herz dessen, der Gott in sich weiß, den äußeren Mittlern der Gnade entgegen. Wer religionslos zu ihnen kommt, den starren sie wie Mumien an.

*) Vgl. meine Schrift: Die notwendige Umgestaltung der evangelischen Glaubenslehre. Leipzig, Heinsius 1907. 22 S. 40 Pf.

**) Nach Otto Ritschls vortrefflicher „Dogmengeschichte des Protestantismus" (1. Band 1908) hat diese einfache Wahrheit zur Zeit des alten Protestantismus nur der reformierte Theologe Zanchi erkannt.

***) Vgl. Wappler: Inquisition und Ketzerprozesse in Zwickau zur Reformationszeit. Leipzig, Heinsius 1908. 219 S. 5,60 Mk.

5. Die wahre Autonomie

Als Luther seine Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen“ schrieb, da erwies er sich als der Bahnbrecher der neuen Zeit. Was er vertrat, das nennen wir die „religiös-sittliche Autonomie“, die Befreiung der menschlichen Seele von jedem äußeren Joch. Für uns versteht es sich von selbst, daß dies Wort nicht im Sinne des „Solipsismus“, d. h. nicht so zu verstehen ist, als könne der Mensch in Betreff seiner sittlichen Existenz sein eigener Schöpfer werden. Autonomie ist Theonomie. Frei ist nur der, der seine Freiheit rettet in Gott. Das haben erst Kant und seine Nachfolger klar erkannt. Luther meinte, Gott dürfe man nicht in sich suchen, wie die „Schwarmgeister“. Und gewiß, ihr „inneres Licht“ war nicht der allmächtige heilige Wille Gottes, der nach unserer Ueberzeugung richtend und erlösend in jedem Augenblicke unsere Seelen beherrscht. Luther aber meinte, die ganze Glaubenslehre des Papsttums, das er doch für ein Werk des Teufels erklärte, müßte der anerkennen, der die „Freiheit eines Christenmenschen“ erringen wolle. So schwankte er hin und her, ungerecht gegen das Papsttum und gegen die Schwarmgeister, nur den Grundsatz der „Autonomie“ festhaltend, unter der Last der katholischen Ueberlieferung. Aber der Grundsatz der religiös-sittlichen Autonomie hat im Laufe der Jahrhunderte alles Leben umgestaltet, Wissenschaft, Kunst, die sozialen Ordnungen, den Staat. Was nicht der Natur, der Vernunft des Menschen entspricht, das hat kein Recht zu bestehen. In brutaler Weise machte die französische Revolution mit diesem Grundsatz Ernst. Durch Napoleons Siege ergoß sich die Flutwelle der Autonomie ohne Gott über ganz Europa. In Deutschland ward sie gebändigt durch die Erkenntnis: wahre Autonomie ist Theonomie; nur die „schlechthinige Abhängigkeit von Gott“ befreit von jeder endlichen, vor allem von der Tyrannei des eignen Willens. Cromwell hatte ähnlich gedacht. Bei uns begann durch die Befreiungskriege, die von diesem Grundgedanken beherrscht waren, ein neues Leben, dessen Schöpfung endlich das neue Reich war. Noch aber ist es nicht gelungen, das gesamte Leben der Nation mit dieser Lebensrichtung zu durchdringen. Die Massen des Volkes suchen die Freiheit ohne Gott. Ein Jakobinismus, dem französischen ähnlich, ist auch bei uns entstanden. Der Rückschlag ist das Erstarken des Papismus und seiner protestantischen Bundesgenossen. Das äußere Joch soll die Hingebung an Gott ersetzen. Die gewaltige Geistesarbeit nach dem sechszehnten Jahrhundert soll für unser Volksleben erfolglos sein. Die neuen Bundesgenossen wollen die Religion der Unfreiheit bei uns von neuem zur herrschenden machen. Eine wilde Revolution, ähnlich der französischen, würde davon der Erfolg sein. Zu überwinden ist dieser Bund nicht durch Worte, sondern nur durch die wachsende Macht des wahren religiösen Lebens. Das duldet keine Knechtschaft, nicht die der Welt und unserer Leidenschaften in unsern Seelen, aber auch nicht die der Hierarchie und ihrer Bundesgenossen. Sie befähigt uns zu sagen: Herr, wenn ich dich nur habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. Emil Sulze

---

Eindrücke von der Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst

Diese Ausstellung ist meines Wissens das erste große Unternehmen dieser Art. Sie bietet eine zunächst verwirrende, dann begeisternde und höchst anregende Fülle von Eindrücken, fast so etwas wie einen Anschauungsunterricht über die Psychologie des Christentums aller Zeiten, dargeboten in den Kunstformen aller Zeiten. Denn wenn auch die retrospektive Ausstellung nur das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert umfaßt, so spiegeln sich doch in der modernen Kunst die Empfindungs- und Ausdrucksweisen der Vergangenheit, sodaß man nach Besichtigung der Ausstellung eine Wanderung durch die ganze Kultur- und Kunstgeschichte gemacht zu haben glaubt. Und während draußen der Kampf tobt, stehen und hängen hier die Erzeugnisse der verschiedensten Geistesrichtungen friedlich nebeneinander.

Von einer einigermaßen systematischen Durchwanderung dieser großen Rundschau, zu der die verschiedensten katholischen und evangelischen Kunstvereinigungen sich die Hand gereicht haben, kann natürlich hier nicht die Rede sein. Es handelt sich um nahezu fünfzig Räume, in denen Gemälde und Statuen, Altäre und Kirchenmodelle, Grabdenkmäler und Kultusgegenstände bis zu den neuesten Gesangbuchausstattungen in mehr oder weniger glücklicher Zusammenstellung zu einem bunten Vielerlei vereinigt sind, das doch durch einen gemeinsamen Gedanken zusammengehalten wird, den des Gottesdienstes im allgemeinsten Sinne. Eine Anzahl Räume sind zu Kultusstätten, Kirchenchören, Kapellen umgestaltet worden und alles verrät die große Sorgfalt, mit der die Ausstellung durch das Zusammenwirken der verschiedenartigsten Kräfte vorbereitet wurde, und den Geschmack, mit dem das Ganze zu einem Werke der dekorativen Kunst gestaltet worden ist.

Wenn wir uns aus der Eingangshalle der Treppe zur Linken wenden, leuchtet uns im Rahmen der Türe zum ersten Saale die gedämpfte Farbenpracht der Böcklinschen Kreuzabnahme aus der Nationalgalerie in Berlin entgegen. Beim Eintritt in den Saal wird Auge und Seele gefesselt von einem großen dänischen Bilde: Christus im Totenreich. In das einförmige Grau des tausendköpfigen Elends, das aus hohlen Augen mit erloschener oder noch flackernder Hoffnung nach oben schaut, fällt blendendes gelbrötliches Licht, in dessen Glanze die Gestalt Christi, rasch schreitend, mit ausgebreiteten Armen, sich dem Dunkel zuwendet, in das sein Auge tiefernst hineinschaut. Vor ihm kniet eine vom Lichte der Erlösung schon voll umflutete Frauengestalt. Sehr wirkungsvoll ist der Gegensatz zwischen der einladenden Geberde und dem ernsten Blick des Erlösers. — Das sind die ersten starken Eindrücke. Geradeaus geht es dann zu der retrospektiven Ausstellung, in den Saal, wo die Bilder der älteren und neueren Nazarener mit ihrer sanften, von uns zum Teil als schwächlich empfundenen Innigkeit hängen, die Werke Overbecks, Schnorrs, Degers usw., zu dem Kabinet, das die Entwicklung der stillen und frommen Kunst Führichs von den ersten Versuchen des Knaben an vorführt, zu den zahlreichen Bildern aus der Rokokozeit, zumeist aus Oesterreich, die kunstgeschichtlich Neues und Interessantes bieten, dem Gehalt nach die schwächliche Nachahmung größerer Zeiten im Stile einer sinnlich heiteren und gezierten Epoche darstellen, und endlich zu den in Glasschränken verwahrten und sorgfältig bewachten Kunstschätzen aus deutschen und österreichischen Klöstern und Kirchen, deren Wert man an den fabelhaften Versicherungssummen abschätzen kann. Die Phantasie hat hier freien Spielraum, sich die volle schimmernde Pracht des katholischen Kultus vorzustellen, all den bunten Schimmer, mit dem die Wahrheit des Evangeliums verherrlicht, aber auch übergleißt worden ist.

Die Sehnsucht, durch starke Phantasiewirkungen religiöse Stimmungen in der Seele auszulösen und sie aus dem Alltag in eine höhere Gefühlswelt zu versetzen, kommt in der Ausstattung mancher Ausstellungsräume zum Wort. Durch die Türbogen hindurch schaut man in dämmernde Räume, aus denen Hochaltäre in Marmor und Gold hervorschimmern. Man schlägt einen Vorhang zurück und steht in einem halbdunklen Kapellenraum mit Marmorwänden, beleuchtet durch das bunte Licht eines Glasfensters, auf dem in feierlich stilisierten Verbeugungen die heiligen drei Könige ihre Gaben zu Füßen des Kindes niederlegen. In einem dunklen Durchgang, der nur durch ein in tiefen Farben leuchtendes Glasfenster mit der heiligen Sippe von dem katholischen Künstler Huber von Feldkirch sein Licht erhält, brennt ein Lichtlein in dunkelroter Ampel vor einem kleinen Bildstock des heiligen Josef. — In einem andern schmalen Raum steht ein großer Sarkophag, und an den Wänden starren zwei lange Reihen von Heiligen, Kartons nach Glasfenstern. Wir treten hinaus ins Freie und stehen auf einem stillen malerischen Friedhof, von einem Kreuzgang umgeben, an dem ernste Engelgestalten mit auf der Brust gekreuzten Armen auf die Gräber schauen. Er führt zu einer dämmerigen Friedhofskapelle mit hohem, von Kandelabern umstelltem Sarkophag. Und wieder kehren wir zurück und steigen in einen weiten Raum hinab, dessen drei Ausbuchtungen zu zwei katholischen und einem evan-

gelischen Kirchenchor ausgestaltet sind, letzterer ein interessantes Beispiel harmonischer Verbindung von Orgel, Altar und Kanzel.

Ueberhaupt bietet die Ausstellung in Modellen und Zeichnungen zahlreiche Belege für die reformatorische Bewegung, die im Kirchenbau eingesetzt hat. Vielfach greift man auch wieder zur alten Basilika mit der feierlichen Symbolik ihrer Wandmalereien. Die Phantasie der Künstler arbeitet mächtig, der Religion würdige, das Gefühl mystisch anregende Kultusstätten zu bereiten. Und ebenso macht sich die nüchterne Erwägung geltend, wie für die Bedürfnisse der evangelischen Gemeinde möglichst praktische Räume geschaffen werden können. Ein einheitlicher Typus ist unmöglich, da die geschichtlich bedingte Eigenart der Landeskirchen wie die Vielseitigkeit religiösen Empfindens innerhalb des Protestantismus und die Rücksicht auf Landschaft und Volksstamm eine der Kunst förderliche Mannigfaltigkeit von Formen bedingt, vom schlichten Gemeindesaal und Dorfkirchlein bis zum Kultusraum voll mystischer Feierlichkeit.

Diesen Reichtum des Empfindens und das unendlich abgestufte Verhältnis zur Religion gibt auch der Ausstellung von Gemälden und Plastiken ihren Hauptreiz. — Da tritt zunächst der Unterschied zwischen Form- und Geisteskunst vor die Augen. Es fehlt auch in dieser Ausstellung „christlicher“ Kunst nicht an Werken, die nur den farbigen Schimmer der äußeren Erscheinung zeigen, ohne vom Geist der Dinge etwas zu verraten, nicht an Künstlern, denen der religiöse Stoff nur ein Anlaß zur Entfaltung von Linien- und Farbenkünsten ist. Auch der Trübnersche Christus z. B. ist doch nur ein in des Künstlers meisterhafter Malweise zusammengestrichener Akt, nicht zu reden von dem Farbengekleckś der „Verklärung“ des Franzosen Lérusier, der Perversität des Bildes Christus und Magdalena von einem andern Franzosen und den Karikaturen eines Kreuzwegreliefs, dem die naive Häßlichkeit alter oberdeutscher Passionsszenen nicht zur Rechtfertigung dienen kann. Aehnliche Pietätlosigkeiten, ja Herzlosigkeiten dem heiligen Thema gegenüber treten auch sonst hier und da verletzend dem christlichen Beschauer entgegen. Nicht minder peinlich berührt freilich das theatralische Pathos anderer Darstellungen, des Manchen allerdings sehr erbaulichen großen Gemäldes, das den Heiland vor dem Akte der Kreuzigung seine Seele Gott befehlend darstellen will, die Sensationskunst des mindestens doppelseeligen Abendmahlsbildes von Fugel mit dem Judasgesicht, das in die Schreckenskammer eines Panoptikums gehört, und einer Reihe ähnlicher Werke, und endlich die Trivialität einer in sich abgeschlossenen Vorstellungswelt, in der für Ahnung und Geheimnis kein Raum ist, und in der rechte Kunst nicht gedeihen kann, da ihre Grundstimmung nach Steinhausens Wort die Sehnsucht ist. An solchen unächten oder geistesarmen Werken, die immerhin in der Minderheit sind, geht man eben vorüber, um sich an dem vielen Echten und Guten desto mehr zu freuen.

Da tritt uns nun, ohne daß freilich eine scharfe Grenze zu ziehen wäre, der Unterschied entgegen, der beispielsweise von der H moll-Messe Bachs und der Missa solemnis Beethovens so grundverschiedene und doch die Seele in der Tiefe erregende Wirkung ausgehen läßt. Hier das allgemeine menschliche Empfinden, das sich ahnend und suchend dem Ewigen, Göttlichen nähert, — ich denke an Werke wie den Gottsucher von Boden-Heim, die symbolischen an Hodler erinnernden Gestalten Henselers im Behrenszimmer mit der Umschrift: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, an den mystischen Symbolismus Toorops, an die auf den Märchenton gestimmte Verkündigung Vogelers und die Werke verwandter Künstler, die die religiösen Dinge durch die farbigen Gläser der Phantasie betrachten, an die Grabreliefs von Bosselt, und endlich an die wunderbaren religiösen Landschaften Dulacs, Lithographien, in denen mit den einfachsten Mitteln — Sonne, Meer, Wolken — tiefsinnige christliche Dogmen symbolisiert werden. In vielen Werken spricht sich ergreifend die tiefe Sehnsucht unserer Zeit nach Naivität, das Ringen nach dem Ausdruck eines unmittelbaren Empfindens aus, das doch nicht zum Ziele führen kann, wo das auszudrückende Gefühl versagt ist. Da wirkt der Steinhausensaal wie eine stille Oase, in der der frische Quell eines wirklich naiven und zugleich tiefen, manchmal von leiser Schwermut umschleierten Empfindens die durch die verwirrenden Eindrücke erhitzte Seele immer wieder kühlen kann. Mit ihm kommen wir zu den Künstlern, die bewußt auf dem Boden christlichen Glaubens stehen. Aber auch hier, welche erstaunliche Mannigfaltigkeit, welche Gegensätze! Da kann man den Katholizismus in seinem allen Bedürfnissen dienenden Gemisch von Dogmatismus (Beuroner Schule!), Romantik (Legendendarstellungen, besonders häufig begegnet man dem heiligen Franz), Lyrik (Madonnen), Mystik (Echters ekstatische Frauengestalten) und dem Durchschnittsgeschmack huldigender Trivialität gründlich kennen lernen. Da begegnet die zarte Keuschheit Degerscher Bilder der derben Bauernkunst der Flamen, die lebendige Kraft Gebhardtschen Luthertums dem sozialen Christentum eines Uhde und Meunier (wie verschieden auch diese beiden!). Nüchternes Denken und träumerisches Versenken — schier alle Temperaments- und Bekenntnisunterschiede sind vertreten.

Dazu die Mannigfaltigkeit der künstlerischen Ausdrucksformen. Wo ist ein Zeitalter der Kunstgeschichte, wo eine Kunstrichtung, die nicht ihre Spuren hinterlassen hat? Der Byzantinismus erlebt seine Auferstehung in der Beuroner Schule, Züge der egyptischen Kunst trägt die Gestalt eines jugendlichen Johannes, die Schnorrsche Madonna könnte man von weitem für ein Werk der italienischen Renaissance halten. Dürersche Klarheit und Festigkeit der Formen und französische Auflösung der Flächen in Farbentüpfel, fade Buntheiten und koloristische Meisterwerke wie die Kreuzabnahme Böcklins, abstraktester Idealismus und krassester Naturalismus, Nachahmungen und Nachahmung von Nachahmungen. Künstler, die zu schwach sind, sich dem Einfluß ihrer Vorbilder zu entringen, und solche, wie z. B. Buscher in seiner von verhaltener Schwermut erfüllten, durchgeistigten Pieta (Holzschnitzerei), in denen die Gesinnung der Alten, hier die der alten Niederländer selbständig neuen Ausdruck gefunden hat. Und unter denen, die ganz auf eigenen Füßen stehen (soweit das möglich ist), solche, die durch ihre Kraft den Beschauer zwingen, die Dinge mit ihren Augen zu sehen, und solche, denen ihre Individualität ein Gefängnis geworden ist, das sie von der Mitwelt scheidet. Zu ihnen würde Thorn-Prikker gehören, wenn es ihm nicht gelingen würde, seine künstlerische Persönlichkeit zu voller Reife zu bringen. In seinen Kartons zu Glasfenstern mischt sich Hodlerscher, japanischer und (in seiner Pieta) altniederländischer Geist zu einem seltsamen Ganzen, das die Grenzen der Karikatur streift. Aber seine Kunst enthält doch in ihren starken Bewegungsmotiven neue Ausdrucksmöglichkeiten. Besonders nachdrücklich möchte ich auf seine mächtigen Apostelfiguren mit ihrem schweren Pathos hinweisen. — Eine außerordentliche Anziehungskraft übt die Ausstellung des merkwürdigen Toorop mit seiner halb germanischen, halb malayischen Seele. Neben den arabeskenartigen Schemengestalten seiner visionären Allegorien, die wie phantastische Träume wirken und deren künstlerischer Wert eben in diesem Stimmungscharakter liegt, stehen seine mit Dürerscher Kraft und Schärfe gezeichneten anbetenden Bauern in ihrer Erdenwirklichkeit; und zu diesem germanischen Empfinden treten in merkwürdigen Gegensatz seine malayischen Madonnen und sein malayischer Christus. Wenn der Vollblutfranzose Gauguin eine tahitische Madonna malt, so ist das bizarre Manier, Toorogs Typen aber wirken echt und überzeugend, so fremdartig sie uns auch anmuten. Seine Malweise ist ebenso doppelseelig, bald pointillistisch, bald flächig und scharf umrissen. Auch Corinth ist ein eigener Raum gewidmet. In eine solche Ausstellung scheint mir nur seine ausgesprochen durch Mantegna beeinflußte Kreuzigung aus der Kirche in Tölz mit ihren meisterlich auf Grau gedämpften tiefen Tönen und der maßvollen Ausdruckskraft ihrer Gestalten zu passen. Seine übrigen Bilder machen mir den Eindruck, als ob er, wie die Gestalten der griechischen Sagenwelt, so auch die heilige Geschichte im verzerrenden Hohlspiegel der Ironie betrachte, und zeugen teilweise von einem sehr verwilderten Empfinden.

Wir haben eine internationale Ausstellung vor uns, und es ist anziehend zu beobachten, wie verschieden der Gedanke Christus in den verschiedenen Nationen gedacht wird. In der französischen Ausstellung geben sich die verschiedensten Geister ein Stelldichein. Neben den Oberflächlichkeiten und Verirrungen,

deren wir oben gedachten, gibt es hier auch Bedeutsames zu sehen. Zwar mit den Allegorien der Besnardschen Kartonskizzen werden die Wenigsten viel anzufangen wissen. Aber Puvis de Chavannes ist mit dem feierlichen dekorativen Pathos seiner Enthauptung des Johannes vertreten. Daneben hängt die dunkle Grablegung eines andern Künstlers, deren erdenschwere Farbentöne, ausdrucksstarke Gesichter und mystische Stimmung mir Eindruck machte. Im Nachbarraum wirkt ein zwölfjähriger Jesus im Tempel von Rouault, dessen fremdartiger aber anziehender Knabenkopf sich hell und fein von dem Dunkel der Tempelhalle abhebt, in deren Tiefe der Hohepriester thront, fast wie ein ins Französische übersetzter Rembrandt. — Das Belgien Maeterlincks ist durch den Sonderling Khnopff und den phantastischen Minne vertreten. Ersterer zeigt seine bekannten oben abgeschnittenen Köpfe mit dem irren Blick und die visionäre Figur eines St. Michael in weiter Kirchenhalle, von letzterem ist u. a. die Statuette dreier gespenstischer Nonnen zu sehen. Der derbe flamländische Geist aber redet ehrlich und stark aus den kräftigen Erdfarben und den bäuerischen, aber höchst ausdrucksvollen Gesichtern einer Pieta und eines Christus und Judas von Smits. In der englischen Ausstellung präsentiert sich der berühmte Dekorateur Crane. Außerdem ist mir ein Gemälde des Symbolisten Watts, das in seiner starren Feierlichkeit ziemlich kalt läßt, und eine große Engelfigur in der Erinnerung haften geblieben, in deren schmalen Normannengesicht und der ganzen Gestalt sich das geschmackvolle, aber etwas weiche und leere Kunstempfinden des englischen Präraffaelitismus besonders deutlich ausprägt.

Ein eigener Raum ist mit Recht dem französischen Schweizer Burnand gewidmet, dessen romanische Gestalten von dem blendenden Lichte der südlichen Heimatsonne umflossen sind. Eine eigenartig fremde, aber anziehende Welt öffnet sich vor seinen Bildern. Sein bekanntes großes Bild, die Einladung zum Fest, mir wenig angenehm in der Farbe, gehört doch mit seiner von Sehnsucht, Liebe und Freude erfüllten Stimmung zu den Werken, die die Seele in der Tiefe berühren. Es ist voll psychologischer Feinheiten und wohl geeignet, etwa an einem Lichtbilderabend eingehend besprochen zu werden. Ich muß mir versagen, den Eindruck im einzelnen wiederzugeben. Sehr gut ist z. B. die Unbeholfenheit, mit der die arme Proletarierjugend sich in den ungewohnten weißen Festkleidern gehabt. Besonders aber bitte ich den sehnsuchtsvoll vorgestreckten feinen Frauenkopf ganz zur Linken mit den vergeistigten Zügen und den hellen Augen nicht zu übersehen. Auch das mit impressionistischer Kunst gemalte Gleichnis vom verlorenen Sohn, der hinter dem Baume kauert, während der Vater mit ausgebreiteten Armen durch die Allee herbei eilt, ist auf einen ganz besonderen Ton gestimmt. Die Proben seiner vielbesprochenen Gleichnisse dagegen, so wertvoll sie als Erzeugnisse der Griffelkunst sind, scheinen mir doch das Schweben zwischen Idee und dem aus der Wirklichkeit entnommenen Bilde vermissen zu lassen, das z. B. den verlorenen Sohn von Rudolf Schäfer im Paul Gerhardtbuch zu einem Musterbeispiel für die Gleichnisdarstellung macht. Doch dürften die mitgeteilten Proben nicht zur Beurteilung genügen. Das im christlichen Kunstblatt abgebildete Gleichnis vom verlorenen Groschen ist z. B. gerade als Gleichnisdarstellung hervorragend.

Zum Schluß müssen wir noch einen Blick auf die Christusdarstellungen werfen. In der unendlich mannigfaltigen Gestaltung des dreifachen Typus des Erhabenen, Schönen und Charakteristischen treten uns hier alle Formen des Christusbildes vom starren Byzantinismus der Beuroner Kunstschule bis zum extremsten Naturalismus des neuesten Corinthschen Bildes entgegen, von der allgemeinsten Darstellung der dogmatischen Idee bis zum allerindividuellsten Malayenkopf des Tooropschen Christus, vom konventionellen Christuskopfe der Overbeckschule bis zu den Versuchen Fahrenkrogs, einen ganz neuen Typus zu schaffen. Zugleich schauen wir in Musterbeispielen die Abwege, auf die die Kunst bei der Gestaltung der drei Typen geraten kann und geraten ist, die Gefahr des Starren, Abstrakten bei den Versuchen, die Erhabenheit und Göttlichkeit darzustellen, die des Leergefälligen bei dem schönen Christuskopf, und die des allzu Individuellen bei dem Bestreben, Christus als Persönlichkeit zu erfassen. Zugleich zeigt sich wieder, daß ein Christusbild, soll es nicht bloßes Symbol bleiben, immer nur auf einen Hauptton gestimmt sein kann, wobei freilich die Nebentöne mitschwingen müssen, und schließlich, daß Jeder seinen eigenen Christus in der Seele trägt. Der Maßstab sollte der sein: Könnte ich mich diesem Christus in Ehrfurcht und Vertrauen hingeben, in Vertrauen zu seiner Liebe und zu seiner Kraft? An diesem Maßstab gemessen, können freilich nur wenige Werke bestehen.

Steinhausen, um mit der Trias unserer bedeutendsten religiösen Maler anzufangen, gibt in dem Karton zu dem Frankfurter Fresko einen Christus, in dessen Antlitz sich sonnige Heiterkeit und Milde verbindet. Es ist, als ob die deutsche Landschaft, die ihn umgibt, in dieser Gestalt sich verkörpert habe. Leider ist bei der Ausführung der Ausdruck abgeschwächt worden. Dieser Christus und der im Kahn, dem unsere Sünden das Antlitz durchfurcht haben, ergänzen sich zu einem Idealbild, dessen Verwirklichung in der Kunst wir freilich vergeblich suchen; und wie urdeutsch sind sie beide! Gegenüber schaut aus dem Dämmerlicht des Nikodemusbildes das mild ernste tiefbeseelte Antlitz eines Christus, dem wir es wohl zutrauen, daß er dem Manne vor ihm Ahnung und Verlangen eines neuen Lebens einhauchen kann. Auf dem Jairusbild läßt der Künstler den Heiland (in prachtvoll blauem Mantel) ganz zurücktreten, um das Wunder als eine Tat dienender Liebe und zugleich nach des Künstlers Auffassung als „das Einfachste und Natürlichste von der Welt" erscheinen zu lassen. Weniger kann ich mich mit dem geisterhaften Christus auf dem „Altarbild für eine überschwemmte Stadt" befreunden. Uhdes predigender Christus im Kahn (eine Tausenden von Konfirmanden bekannt gewordene Gestalt) zeigt eine gewinnende Freundlichkeit, mehr freilich auch nicht. Dagegen fesselt sein Christus auf dem Berliner Bilde Komm Herr Jesu durch den tiefernsten Blick seines Asketenkopfs. Die Einzelfigur (von der Christusausstellung her bekannt) sagt mir wenig. Mit dem Gebhardtschen Christustypus kann ich mich nicht in wenig Worten auseinandersetzen. In der Ausstellung, die übrigens die Entwickelung des Meisters von den konventionellen Anfängen des Kreuzigungsbildes bis zu dem farbenreichen, aber in der Stimmung für mein Gefühl zu unruhigen Tode Mosis gut veranschaulicht, ist dieser Typus nur auf dem Himmelfahrtsbilde vertreten. Mit diesem Bilde habe ich eine psychologisch interessante Erfahrung gemacht. Auf der Ausstellung ging ich stets gleichgültig ablehnend an ihm vorüber. In der Stille meines Zimmers aber tauchte das Gemälde, als meine Gedanken es absichtslos nur flüchtig streiften, plötzlich wie eine Vision vor mir auf; und zwar waren die schwerfällige mächtige Christusgestalt mit ihrer für Gebhardt charakteristischen Bewegung und der zu ihr aufschauende Charakterkopf des Apostels mit dem weißen Bartkranz unter dem Kinn die beiden Haupteindrücke — ein nachträgliches Verstehen und Erleben des Werks, dessen Bedeutung mir, wie ich glaube, die reizlose Färbung wie ein trüber Vorhang verborgen hatte. — Bedeutend ist der Sambergersche Christuskopf: Aus dunklem Grund leuchtet ein bleiches Antlitz mit auffällig gerader Nase und ein paar mächtigen klugen und ernsten Augen. Unvergeßlich bleibt auch der Erinnerung der freundlich leidvolle Blick aus tiefen Augenhöhlen eingeprägt, mit dem der Burnandsche Christus mit den eingefallenen Wangen sich zu den klagenden Frauen zurückwendet. Dem Christus auf dem großen Piglheinschen Moritur in Deo gegenüber, dessen Antlitz den im Augenblick des Todes erstarrten Ausdruck der Ergebung festhält, ist die uns Modernen eigene Scheu vor allem, was ans effektvoll Theatralische streift, vielleicht ungerechtfertigt. Jedenfalls hat mir sein anderes Bild des sterbenden Christus, in dessen Augen mir alle Seelenkraft zu einer leidenschaftlichen Bitte konzentriert zu sein scheint, einen tieferen Eindruck gemacht. Fahrenkrog (Jesus und das Kind) hat in seinem bartlosen Christuskopf mit dem scharf forschenden Blick gewinnende Freundlichkeit und stärkste Willenskraft vereinigen wollen. Ein bedeutender, mir aber nicht (oder vielleicht noch nicht) sympathischer Kopf. Das eigentümlich eindrucksvolle Christusantlitz mit den großen, geradeaus blickenden Augen auf Smits Judaskuß erwähnte ich schon. Erwähnung verdient auch die würdige große Marmorstatue des die Kinder segnenden Christus. Dagegen ist die Ge-

stalt des guten Hirten im Dresdener Saal, die sich so groß und mächtig von der goldschimmernden Nische abhebt, seelisch wenig vertieft. Aufs tiefste erschüttert aber die kleine Statuette des zusammensinkenden Schmerzensmannes von Meunier. Das ist der, der sich nicht geschämt hat, der Bruder der Proletarier zu werden, nicht derer, die mit diesem Namen kokettieren, sondern der wirklichen, der Aermsten unter den Armen. Von demselben großen Meister ist ein Gipsabguß seines verlorenen Sohnes da, mit dem das Herz durchbohrenden Kampf zwischen der suchenden Liebe des Vaters und der Scham des armen verkommenen Fabrikjungen, dessen niedergeschlagene Augen der Richtung des von des Vaters Händen emporgerichteten Kopfes nicht folgen wollen. — Eine herbe große Form zeigt die Marmorfigur eines unter schwerem Leid sich tief beugenden am Boden sitzenden Christus. Den Namen des Künstlers kann ich leider nicht auffinden. Verhaltener ist die Stimmung der schönen Bronzefigur des Schmerzensmannes von Hudler, dem früh Verstorbenen. An sie knüpft sich ein kleines, aber mir höchst eindrucksvolles Erlebnis, mit dem ich schließen will. Als ich in einen großen Raum der noch nicht ganz fertigen Ausstellung eintrat, fand ich mich plötzlich einer einsamen Gestalt gegenüber, die mir im Wege saß, eben jener Statue von Hudler, die noch nicht an Ort und Stelle auf ihr Postament gehoben worden war. Die Wirkung dieses unvermuteten Anblicks vertiefte sich noch, als ein halb Dutzend Arbeiter in weißen Kitteln das Bildwerk aufhoben und in taktmäßigem Schritt davontrugen. Nur das stille Antlitz schaute zwischen den lebendigen Menschenkörpern hervor. Es war, als erlebte ich die Grablegung. Und der Gedanke kam mir: Was würde er sagen, wenn er diese ihm gewidmeten Räume durchwandelte? Von manchem würde er sich mit Zorn und Schmerz abwenden, in vielem aber Geist von seinem Geist finden, überall da, wo Wahrheit und Reinheit aus den Augen eines Werks herausschaut, in welcher Kunstform und Empfindungsweise auch immer die Gesinnung sich aussprechen mag. Und das ist ja auch die Aufgabe aller Kritik, das Echte, Reine vom Unechten und Unreinen zu scheiden, und da stille zu stehen, wo weder geistlose Form noch der Gestaltung unfähige, wenn auch noch so fromme Absicht zu Tage tritt, sondern wo sich der Geist seinen Leib geschaffen hat.

Vielen unserer Künstler täte not, dem Worte eines ihrer Großen nachzudenken, dem Ausspruch Feuerbachs: Gesegnet sei die Stunde, die mich Herr der Technik werden ließ, um jetzt dem Geiste unbeirrt nachgehen zu können. Und vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo die Klage des Kunstwart ihre Berechtigung verliert, daß Künstler und Gottesdienst sich heute bis auf vereinzelte Ausnahmen völlig fremd seien, und die Kunst das Wort Hebbels in seiner Tiefe verstehen lernt, so wie wir Christen es verstehen können: Alle Kunst verlangt ein ewiges Element; darum läßt sich auf bloße Sinnlichkeit kein Kunstwerk basieren, — dann wird auch die religiöse Kunst einen Aufschwung erleben. An verheißungsvollen Ansätzen fehlt es nicht. Das bezeugt die Düsseldorfer Ausstellung.

Johannes Manskopf

Josef Dietzgen, der sozialdemokratische Philosoph

1

Die internationale Sozialdemokratie ist die Verkörperung einer wirtschaftlichen Tendenz. Die kapitalistische Entwickelung brachte eine völlige Umgestaltung der Arbeitsweise hervor und schuf ein neues Proletariat in der industriellen Lohnarbeiterschaft. Das ward sich bald seiner Bedeutung und seiner Kraft bewußt und trat als Sozialdemokratie in den Kampf gegen die jetzt herrschenden Mächte der Gesellschaft ein. Man sollte aus diesem Ursprung auf einen rein wirtschaftlichen Charakter der Sozialdemokratie schließen und annehmen, daß sie bloß auf praktische Ziele, auf Gewinnung der Herrschaft im Produktionsprozeß gerichtet sei. Das trifft aber wie bekannt nicht zu. Von je hören die Sozialdemokraten den Vorwurf des Doktrinarismus und wehren ihn kaum ab, sie bestätigen ihn vielmehr durch eine hohe Wertschätzung ihrer Theorie. Theoretiker gibt es in allen Parteien. Nirgends genießen sie solches Ansehen, nirgends üben sie so viel Einfluß aus wie in der Sozialdemokratie. Man könnte diese fast die philosophische Partei nennen, wenigstens in Deutschland. Das hängt mit dem deutschen Nationalcharakter zusammen und mit den eigentümlichen geistigen Verhältnissen, aus denen ihre ersten Führer hervorgingen. In Deutschland wird nur eine Politik volkstümlich, die so etwas wie einen philosophischen Hintergrund hat. Die Unvolkstümlichkeit unserer liberalen und konservativen Politik hängt mit der einseitigen Betonung des praktischen Momentes zusammen. Es war ein eminenter Vorzug der Lehre des Karl Marx, daß sie den philosophischen Neigungen des deutschen Volkes entgegenkam. Der Deutsche und im besonderen der deutsche Arbeiter ist erst Philosoph und dann Politiker. Die Begründer der Sozialdemokratie entstammen alle der deutschen Philosophie. Wenn auch Marx und Engels kein abgeschlossenes System brachten, so war doch ihr ganzes Denken von Philosophie durchtränkt. Aehnlich Lassalle. Da nun in den Jugendjahren dieser Männer Hegel der alles beherrschende Geist war, kam die merkwürdige Tatsache zustande, daß dessen Philosophie, die seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der Bildungsschicht des Bürgertums abgewirtschaftet hatte, in der deutschen Arbeiterschaft zu neuem Leben erstand.

Dabei aber ist bloß der Grundzug hegelisch, zu einer anerkannten Philosophie hat es die Sozialdemokratie noch nicht gebracht. Marx hat sich mit der Absicht getragen, eine zu schreiben, allein seine ökonomischen Arbeiten ließen den Plan nicht zur Ausführung kommen. Vielleicht hielt ihn zugleich das Gefühl zurück, daß der metaphysische Materialismus zu unfruchtbar ist. Denn über diesen wäre er kaum emporgestiegen, wenn er ihn auch dialektisch verbrämt hätte. Absolute Realität hatte für ihn nur das Materielle, das Geistige war ihm nur das Abgeleitete, dem nichts als physische Gesetze zu Grunde liegen.

Die Sozialdemokratie kann wohl von Glück sagen, daß sie von Marx und Engels keine offizielle Parteiphilosophie erhielt. Dadurch war einem Manne Gelegenheit gegeben, mit eigenen Leistungen hervorzutreten, der in ökonomischen Dingen von Marx ganz abhängig, in philosophischer Hinsicht aber ihm gegenüber ganz selbständig war. Dieser Mann hieß Josef Dietzgen.

Dietzgen kann nicht **der** Philosoph der Sozialdemokratie genannt werden, obwohl ihn Marx im Jahre 1872 auf dem Kongreß im Haag vor den Arbeiterabgesandten so einführte. Er ist als solcher noch nicht anerkannt. Er wird es vielleicht einmal. Heute, zwanzig Jahre nach seinem Tode, gewinnt er, der halbvergessene, eine Beachtung wie nie zuvor. Seine Schriften werden in verschiedenen Sprachen neu herausgegeben, ja es hat sich so etwas wie eine Schule des Dietzgenismus gebildet. Vielleicht wird er noch unter die Parteiheroen versetzt. Seine Philosophie entspricht, wie wir sehn werden, in vielen Stücken den Bedürfnissen der Sozialdemokratie. Eine Beschäftigung mit Dietzgen erscheint daher sehr förderlich für Jeden, der die Sozialdemokratie genauer kennen lernen will.

2

Dietzgens Philosophie kann nur verstehen und würdigen, wer den Mann selbst und sein Leben kennt. Er ist ein Arbeiterphilosoph, wie Deutschland schon einen in Jakob Böhme besaß. Dietzgen war Gerbermeister und hat bis gegen Ende seines Lebens sich und seiner Familie mit Fellegerben den Unterhalt verdient. Nebenbei las er Bücher, die er sich kaufte oder die befreundete Studenten ihm aus der Universitätsbibliothek holten, dachte sich sein System aus und brachte es unermüdlich in neuen Schriften und Aufsätzen an die Oeffentlichkeit. Erst zuletzt konnte er sich ganz der Schriftstellerei und der Wissenschaft widmen.

Seine Lebensschicksale, die uns sein Sohn Eugen im Abriß gibt, sind kurz folgende.

Josef Dietzgen ist 1828 in Blankenberg bei Köln geboren. Sein Vater war dort Gerbermeister, verlegte aber 1835 das Geschäft nach Uckerath an der Poststraße zwischen Köln und Frankfurt. Ein halbes Jahr hat er die Lateinschule eines Pastors

besucht, sonst nur die Dorfschule und die Bürgerschule in Köln. Als Knabe war er zu allerhand wilden Streichen aufgelegt. 1845 bis 1849 lernte er in der väterlichen Werkstatt die Gerberei. Damals schon erfüllte ihn ein unwiderstehlicher Bildungstrieb, so daß neben seiner Arbeit meist ein Buch aufgeschlagen war. Er trieb schöne Literatur, Nationalökonomie und Philosophie. Französisch lernte er ohne Anleitung. Das Jahr 1848 machte ihn zum klassenbewußten Sozialisten; er lernte das Kommunistische Manifest kennen, das sein ferneres Denken bestimmt hat. Die nach der Revolution eintretende Reaktion läßt ihn zum Wanderstabe greifen. Er geht zum ersten Mal nach Amerika, wo er als Gerbergeselle, Anstreicher und Lehrer tätig ist und bis an den Golf von Mexiko gelangt. 1851 ist er wieder zu Haus und heiratet zwei Jahre später. Seine Frau war eine strenge Katholikin. Trotz des großen Gegensatzes der Weltanschauung haben beide eine glückliche und einträchtige Ehe geführt. Sie starb 1877.

Es war Dietzgens Bestreben, sich und seiner Familie ein genügendes Auskommen zu verschaffen, ohne doch alle Zeit und Kraft im Geschäfte aufgehen zu lassen. Die Hälfte des Tages widmete er dem Studium. Er meinte am leichtesten seinen Zweck zu erreichen, indem er in Winterscheid eine Kolonialwarenhandlung und Bäckerei gründete. Dabei hatte er Erfolg und errichtete bald eine Filiale. Doch ging ihm der Erwerb nicht schnell genug, er meinte, in Amerika sei eher etwas zu machen. Zum zweiten Male, im Jahre 1859, wendet er sich nach den Vereinigten Staaten, wo er im Süden (Alabama) ein Geschäft gründet. Da bricht der Sezessionskrieg los. Eines Morgens findet er einige seiner Bekannten vor ihren Häusern aufgehängt, weil sie mit den Nordstaaten sympathisierten. Da verließ er seine neue Heimat und kehrte nach Winterscheid zurück und betrieb das alte Geschäft wieder von 1861 bis 1864.

Da wird in der Kölnischen Zeitung ein technischer Leiter für eine große Regierungsgerberei in St. Petersburg gesucht. Er meldet sich und erhält die Stelle. In wenigen Jahren verfünffacht er die Leistungsfähigkeit der Fabrik durch Einführung neuer Gerbmethoden. Als er aber in Siegburg die Gerberei seines Onkels erbt, kehrt er ins Rheinland zurück. Man ließ ihn nicht gern gehen, zahlte ihm sogar seinen Gehalt fort unter der Bedingung, daß er in jedem Jahr einige Monate die Fabrik inspizierte. Noch einmal hat er die Reise nach Petersburg unternommen, dann wurde das Vertragsverhältnis aufgehoben.

In Rußland hatte er seine erste Schrift verfaßt: „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit, dargestellt von einem Handarbeiter. Eine abermalige Kritik der reinen und praktischen Vernunft.“ Sie erschien 1869 in Hamburg. In Siegburg erhielt er den Besuch von Karl Marx. Mit Ludwig Feuerbach stand er in Briefwechsel. Bei der Nachricht von dessen Tod bricht er in Thränen aus.

Die geschäftlichen Verhältnisse gehen in Siegburg rückwärts. Dietzgen verwendet offenbar zu viel Zeit auf seine gelehrten Studien, vor allem war er zu vertrauensselig und verlor sein Geld. Dazu fing in jener Zeit der Großbetrieb an, den Kleinunternehmer zurückzudrängen. Im Jahre 1878 zog er sich obendrein eine dreimonatliche Untersuchungshaft zu infolge einer Rede, die er in Köln über die Zukunft der Sozialdemokratie gehalten hatte. Es war damals in Deutschland die Aufregung groß über die beiden Attentate auf Kaiser Wilhelm. Dennoch wurde Dietzgen durch alle drei Instanzen freigesprochen.

Gegen seine Neigung wird Dietzgen 1881 im Wahlkreis Leipzig-Land als sozialdemokratischer Kandidat für den Reichstag aufgestellt, unterliegt aber den Ordnungsparteien. So bleibt ihm die Tätigkeit im Parlament verschlossen. Sein Sohn meint, daß ihm für öffentliches Auftreten Uebung und vielleicht auch Talent abging. In Leipzig vertieft er sich in eine Sammlung von Aquarellbildern, die er im städtischen Museum findet, und schreibt darüber mit großer Begeisterung an seinen Sohn.

Diesen seinen ältesten Sohn Eugen hat er schon ein Jahr vorher nach Amerika geschickt mit dem Auftrag, dort für die ganze Familie eine Existenz zu gründen. So bald ihm das gelungen war, wollte Dietzgen mit den übrigen Kindern nachkommen. Der Sohn hat die Briefe, die ihm sein Vater zwischen 1880 bis 1884 von Europa aus schrieb, mit andern Schriften und Briefen zusammen unter dem Titel „Erkenntnis und Wahrheit“ herausgegeben. Sie sind zur Kenntnis dieser eigenartigen Persönlichkeit von hohem Interesse. Amerika ist seine letzte Hoffnung. Dort will er frei werden von den geschäftlichen Sorgen und will dem logischen Problem ungestört nachgehen. Endlich ist es so weit, daß er seine dritte und letzte Amerikafahrt antritt. Er übernimmt die Redaktion des „Sozialist“ in New-York, siedelt aber zwei Jahre später nach Chicago über, wo er eine Zeitlang die anarchistische „Chicagoer Arbeiterzeitung“ leitet. Der bisherige Redakteur war eben in dem bekannten Anarchistenprozeß zum Tode verurteilt, da erbot sich Dietzgen in die Bresche zu treten. Gewiß eine mutige Tat. Sie wurde ihm aber von seinen sozialistischen Freunden sehr verdacht. Dietzgen war seinen Prinzipien nicht untreu geworden, vielmehr wollte er durch Entgegenkommen den Gegensatz mildern und die Anarchisten für die sozialistische Arbeiterbewegung zurückgewinnen.

Sein unruhiger Geist befaßte sich mit neuen Plänen. Er wollte in die Heimat zurückkehren und in Uckerath mit einer Jugendfreundin zusammenwohnen. Da ereilte ihn im Hause seines Sohnes der Tod. Er wurde vom Schlage gerührt, während er mit einem Bekannten des Sohnes lebhaft und erregt disputierte. Das geschah 1888, noch bevor er das sechzigste Jahr vollendet hatte.

Dietzgen wird uns geschildert als heiterer, weltoffener Charakter und als guter Familienvater.

Von seinen Schriften sind folgende hervorzuheben. Die schon erwähnte „Kopfarbeit“ ist wohl sein bestes Werk, alle späteren lassen es an systematischer Ordnung und Strenge der Durchführung fehlen. Für Agitationszwecke gab er „Die Religion der Sozialdemokratie“ heraus, sechs sogenannte Kanzelreden, deren volles Verständnis aber nur aus seiner philosophischen Grundanschauung zu gewinnen ist. Aus der Zeit seines Briefwechsels mit dem Sohne in Amerika stammen die Briefe über Logik, eine Serie über philosophische, eine zweite über ökonomische Logik. In der letzten Chicagoer Zeit entstanden die „Streifzüge eines Sozialisten in das Gebiet der Erkenntnistheorie“ und das „Akquisit der Philosophie“, worin er die Geschichte der Philosophie als eine Entwicklung auf den von ihm vertretenen Naturmonismus deutet. Zu Dietzgens zwanzigsten Todestage hat sein Sohn im vorigen Jahre unter dem Titel „Erkenntnis und Wahrheit“ nachgelassene Briefe und Aufsätze herausgegeben — ein sehr lesenswertes Buch!

Seine Schriften leiden meist am Mangel strenger Ordnung und an häufigen Wiederholungen der Bilder und Ausdrücke. In dieser Hinsicht erkennt man den Nichtfachmann. Für seine ungeschulten Leser mochte diese Schreibweise manche Vorzüge haben. Innerlich fehlt es seiner Lehre nicht an Geschlossenheit.

Georg Liebster

Aus Schleiermachers Hause

Wenn man nach Schleiermachers Grab fragt, so kann es wohl begegnen, daß man die Antwort erhält: „Ach so, Sie meinen den Prediger!“ Es ist das ungefähr so, wie wenn auf die Frage nach Goethes Ruhestätte der Bescheid erfolgte: „Sie meinen wohl den Geheimrat.“ Die Antwort ist bezeichnend. Denn das Bewußtsein, daß jener Mann zu den geistigen Führern der Nation gehört, bei denen Titel und Berufsstellung nicht in Betracht kommen, fehlt noch bei unendlich Vielen, die ganz andren gesellschaftlichen Kreisen angehören als ein Berliner Kirchhofsarbeiter. Der Hauptgrund mag wohl der sein, daß man sich immer noch nicht von der Vorstellung zu befreien vermag, als ob ein Theologe ein Mann sei, der zwar höchst achtbare Eigenschaften besitzen möge, im Ganzen aber den unvertilgbaren Charakter einer gewissen Beschränktheit habe und haben müsse, vermöge deren er nie als ganz vollwertig angesehen werden könne. Und doch gehörte der Mann, von dem wir sprechen, zu jenen Großen, die eine vergangene Zeit abschließen und einer neuen Zeit die Bahnen weisen, und die deshalb auch dem Einzelnen

in seinem Suchen und Ringen den hellen Weg zeigen, den er dunkel geahnt hatte.

Solche Männer wirken auf die Nachwelt durch ein Doppeltes: durch das Wort, das sie hinterlassen haben, und durch den Eindruck ihrer ganzen Persönlichkeit. Was diese Wirksamkeit nach der einen oder nach der andern Seite fördern kann, ist von Wert. Darum ist auch die eigenartige Veröffentlichung freudig zu begrüßen, die den diesen Zeilen vorangesetzten Titel trägt.*)

Ehrenfried von Willich war ein Sohn der Frau Schleiermachers, Henriette von Mühlenfels, aus ihrer ersten Ehe mit dem früh verstorbenen Prediger von Willich. Die Kindheit und einen großen Teil der späteren Jugend verlebte er im Hause des Stiefvaters, der die zugebrachten und die eigenen Kinder mit gleicher Liebe umfaßte. In seinen Jugenderinnerungen, die den Inhalt des Buches bilden, kommt Willich immer wieder auf diese Liebe, die sein Vater nicht nur in, sondern auch außer dem Hause gegen Hoch und Niedrig bewährt habe, als den Grundzug seines Wesens zurück: „es war", so schreibt er, „in allen persönlichen Verhältnissen meines Vaters von seiner Seite etwas, was unwillkürlich an die göttliche Liebe zu den Menschen erinnert, — auch soll ja überall menschliche Liebe der Abglanz der göttlichen sein." Höchst anziehend schildert der Sohn den Vater in der sprudelnden Heiterkeit seines Wesens, in der rastlosen Tätigkeit und der unglaublichen Herrschaft über einen von Natur gebrechlichen Körper. Er war der belebende Mittelpunkt seines Hauses. Dieses Familienleben tritt uns in seiner Blütezeit anschaulich vor die Augen: der Vater, obgleich über die Sechzig hinaus, doch noch rüstig und frisch; die Söhne und Töchter teils erwachsen teils noch im Kindesalter; ein reicher freundschaftlicher Verkehr, angezogen durch den auf das Ewige gerichteten Sinn, der von den Eltern ausging. Daß diesem Bilde auch ein Schatten nicht fehlte, wird nicht verschwiegen. Die Mutter, eine auf das Ideale gerichtete, phantasievolle Natur mit einem Zuge zum Mystischen, war in Abhängigkeit von einer somnambulen Frau (der Witwe eines Professors Fischer) gekommen, die auf sie und dadurch auf das ganze Haus einen wesentlichen Einfluß ausübte. Daß Schleiermacher nicht entschiedener, als er tat, eingriff, wird gewiß richtig aus seiner Grundanschauung von der Freiheit des Individuums erklärt, der er hier in zu weit getriebener Weise folgte. Naturgemäß ergaben sich Schwierigkeiten für das persönliche Verhältnis der Ehegatten. „Aber auch darunter litt die Liebe nicht, und die zärtlichste Hingabe meines Vaters (wie auch die meiner Mutter an ihn) blieb" — so bezeugt der Sohn — „dieselbe bis ans Ende seines Lebens".

So vielerlei Beiträge zur Charakteristik Schleiermachers das Buch gibt, so ist es doch nicht eine Biographie des großen Mannes, sondern enthält, wie schon der Titel besagt, die Jugenderinnerungen seines Sohnes; und deshalb ist auf diesen noch näher einzugehen. Im Jahre 1807 geboren und in Berlin aufgewachsen, bezog Ehrenfried von Willich 1826 die Universität Göttingen, studierte dort und in Berlin die Jurisprudenz, arbeitete als Auskultator und Referendar beim Stadtgericht in Berlin und der Regierung in Aachen und war als Assessor in Berlin, Potsdam und Perleberg tätig, bis er 1844 als Regierungsrat nach Breslau kam. Damit enden die Jugenderinnerungen. Willich starb als Oberregierungsrat 1880 in Breslau. Aus seiner Ehe mit Charlotte Gräfin von Schwerin-Putzar war ein frühvollendeter Knabe, Ernst von Willich, hervorgegangen, von dem das bekannte Lied „Wenn der Herr ein Kreuze schickt" herrührt. Die Schilderung namentlich der Aachener Zeit mit den von dort aus unternommenen Reisen, zu denen der Vater in stets gleicher Freigiebigkeit die Mittel hergab, enthalten interessante zeitgeschichtliche Bilder. Es ist eine wahrhaft vornehme, allem Guten und Schönen geöffnete Persönlichkeit, die sich hier offenbart und, getragen von einer tiefen christlichen Gesinnung, durch die Hemmnisse einer schweren Gemütsanlage sich hindurcharbeitet.

Einen besonderen Wert hat das Buch durch die Schilderung zahlreicher bedeutender Persönlichkeiten; es seien nur Friedrich Ludwig Jahn, Ernst Moritz Arndt, Bettina von Arnim, Ludwig von Mühlenfels genannt. Doch kann hierauf nicht näher eingegangen werden. Dagegen sei noch auf einen Punkt hingewiesen. Ehrenfried von Willich war ein Mann von politisch streng konservativer und kirchlich streng positiver Gesinnung, beides in bewußter Abweichung von seinem Vater. Solche Verschiedenheit der Anschauungen zwischen Vater und Sohn kommt öfter vor. Aber hier ist das Eigentümliche, daß sie nicht zu innerer Entfremdung geführt hat. Der Sohn wird nicht müde, seiner Verehrung für den Vater Ausdruck zu geben. „Mit innigster Ueberzeugung", schreibt er, „kann ich sagen, wie ich es häufig gesagt habe, daß ich nie wieder in meinem langen Leben, so vielen vortrefflichen und frommen Menschen ich auch nahe getreten bin, Jemand gesehen habe, der nach meiner Empfindung es im Christentum so weit gebracht hat, ein so vollkommener Christ war, wie mein Vater, wobei ich natürlich von seinen dogmatischen Ansichten ganz absehe." Es ist von besonderer Bedeutung, zu verfolgen, wie die Gestalt Schleiermachers in dieser eigenartigen und zum Teil fremdartigen Beleuchtung zwischen den Zeilen des Buches herauswächst und schließlich in überwältigender Hoheit dasteht. Irren wir nicht, so entsteht daraus dem Büchlein gerade in der gegenwärtigen Zeit eine Aufgabe. Schleiermacher hat durch seine Lehre und durch seine Persönlichkeit gezeigt, daß man zugleich ein modern denkender Mensch und ein gläubiger Christ sein kann, und zwar beides im vollen Sinne des Wortes. Wem das ein Gegensatz ist, was ihm keiner war, der wird ihn nie voll verstehen können. Er wird, so viel ich als Laie zu urteilen vermag, nur den Weg gehen können, den sein Sohn gegangen ist, indem er die Lehre ablehnt und vor der Person sich beugt. Wird aber immer mehr die christliche Persönlichkeit als solche anerkannt, einerlei in welchem zeitlichen Gewande sie auftritt, so ist damit das Meiste von dem erreicht, was erreicht werden kann und erreicht werden muß. In diesem Sinne wünschen wir den „Jugenderinnerungen" eine kräftige Wirksamkeit.

Hugo Weizsäcker

*) Aus Schleiermachers Hause. Jugenderinnerungen seines Stiefsohns Ehrenfried von Willich. Berlin, Georg Reimer 1909. 220 S. 3,50 Mk., gebunden 4,20 Mk.

Verschiedenes

Aus der Kirche im engeren Sinne. Während in der theologischen Arbeit die tiefsten und weitestgreifenden Fragen mit heißem Eifer durchgekämpft werden, während die Praxis christlicher Beeinflussung oder Wiedergewinnung des Volkes sich täglich vor neue Aufgaben gestellt sieht, wird zugleich auch die kirchliche Organisation immer sorgfältiger ausgebaut und an ihren Institutionen und Ordnungen unablässig gefeilt und geschmiedet. Es tut gut und schadet gewiß auch den Lesern der Christlichen Welt nicht, von Zeit zu Zeit in dieses Arbeitsgebiet hineinzusehen. Sie werden sich dann überzeugen, daß es auch hier keinen Stillstand und kein müßiges Zusehen gibt, sondern daß mit großen materiellen Schwierigkeiten nicht erfolglos gerungen wird, freilich auch, daß die Verrechtlichung des kirchlichen Lebens und seine Umspinnung mit Gesetzen und Institutionen unaufhaltsam fortgeht.

Das Neueste und Großartigste, was auf diesem Gebiete geleistet ist, trotz allem Wenn und Aber, das ihm anhaftet, ist die Regelung und Aufbesserung der Gehälter und Ruhegehälter der Pfarrer wie der Fürsorge für ihre Witwen und Waisen im Gesamtgebiete des preußischen Staates. Das Ergebnis liegt vor in einem wohldurchdachten, ineinandergreifenden Gefüge von Staats- und Kirchengesetzen, die ein an ihrer Ausarbeitung und parlamentarischen Vertretung beteiligter jüngerer Beamter des preußischen Kultusministeriums übersichtlich zusammengestellt und mit einem kurzen, brauchbaren Kommentar erläutert hat: E. Loycke, Pfarrbesoldungsgesetz, Ruhegehaltsordnung und Hinterbliebenenversorgung für die evangelischen Geistlichen in Preußen. Taschengesetzsammlung 39. Berlin, Carl Heymann 1908. VIII und 469 S. Gebunden 4 Mk. Daß das Buch erschienen ist, ehe die das Reformwerk bedingende staatliche Gesetzgebungsaktion zum Abschluß gelangt war, ist immerhin ein Wagnis des Verfassers gewesen. Seine Erwartung jedoch, daß der Landtag die geforderten Mittel bewilligen und den Kirchengesetzen ohne Abänderungen die staatsgesetzliche Bestätigung erteilen werde, ist nicht enttäuscht worden, ja der Landtag ist sogar über die Forderung der Regierung in einem Punkte noch hinausgegangen. Ein schwieriges und für den Pfarrerstand höchst wohltätiges Werk ist damit zum Abschluß gelangt, und die Leistungsfähigkeit unsres landeskirchlichen Systems, das sich soviel Klagen und Anklagen mit und ohne Grund gefallen lassen muß, wieder einmal an einem überzeugenden Beispiele ans Licht getreten.*)

*) Die Schrift von M. Erzberger, M. d. R.: Klerus und Gehaltsfrage, Beiträge zur Parität in den deutschen Bundesstaaten,

Auch die umfangreiche Neuausgabe der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung von A. Richter hat die erwähnten Gesetze bereits als erlassen vorausgesetzt und mitbehandelt: Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz vom 5. März 1835 in der Fassung des Kirchengesetzes vom 5. Januar 1908 nebst den einschlägigen Kirchen- und Staatsgesetzen; unter besondrer Berücksichtigung der für die Provinz Westfalen ergangenen behördlichen Erlasse und Provinzialsynodalbeschlüsse unter Mitwirkung von R. Hildebrandt für den praktischen Gebrauch bearbeitet und herausgegeben. Münster, E. Obertischen 1908. XVI und 811 S. Gebunden 16 Mk. Trotz seines Umfanges und knappen Druckes beschränkt sich das Buch streng auf seine Aufgabe, das geltende Recht sorgfältig und faßlich darzustellen, ohne seiner geschichtlichen Entstehung weiter nachzugehen oder Kritik zu üben.

So umfangreich und ins Einzelne gehend dies noch dazu das Kirchenrecht nur einer einzigen Provinz schildernde Buch, so klein und kurz ist ein andres, das auf 143 Kleinoktavseiten das ganze katholische und protestantische Kirchenrecht darstellt: Emil Sehling, Kirchenrecht, Leipzig, G. J. Göschen 1908, gebunden 80 Pfg. Natürlich beschränkt es sich auf die ganz großen Linien und Grundsätze; in jeder Zeile aber zeigt sich der bewährte, den gewaltigen Stoff beherrschende und überschauende Kenner.

Der immer fortschreitende Ausbau des evangelischen Kirchenrechtes hat auch zur Begründung einer neuen Zeitschrift geführt, die neben die führende deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht getreten ist: Preußisches Pfarrarchiv, Zeitschrift für Rechtsprechung und Verwaltung auf dem Gebiete der evangelischen Landeskirchen, herausgegeben von Kurt von Rohrscheidt. Berlin, Franz Vahlen. 1. Jahrg. Jährlich 4 Hefte 6 Mk. Ob die neue Zeitschrift wirklich ein solches Bedürfnis war? Die Frage wird sich erst in Zukunft beantworten lassen.

Dagegen wage ich sie schon jetzt zu verneinen für folgende zwei Schriften: Im Kampf ums Dasein! Führer durch den Brautstand, Gesetz und Sitte für Verlobte nebst ausführlicher Darstellung der Gebräuche vor dem Altar der evangelischen und katholischen Kirche. Ein Ratgeber für Eltern und Verlobte von Rechtsanwalt Dr. Rudolph. Pößneck i. Thür., Herm. Schneider Nachf. 80 S. 1 Mk. Und: Ratgeber für die Hinterbliebenen bei Todesfällen, bearbeitet von A. Sänger. 2. Aufl. Verlag der Gemeinnützigen Rechtsauskunftsstelle in Erfurt 1908. 25 Pfg. Letzteres Schriftchen ist wenigstens anspruchslos und beschränkt sich auf sachliche Fingerzeige, das zuerst genannte aber ist flüchtig und geschmacklos.

Mit noch größerem Kopfschütteln durchblättere ich: Taufbrief und Glücksgesetze der Religion der Menschlichkeit, entworfen von Carl Herz, herausgegeben vom deutschen Bund der Menschlichkeitsreligion, Verlag von Gebr. Herz, Altona (Elbe). Das Heftchen zeigt die Monisten bei der Arbeit, die kirchlichen Einrichtungen der Taufe, der Agende und des Dekalogs nachzuahmen; es scheint, sie beneiden uns fast um das Kirchliche in der christlichen Religion, worunter wir so oft seufzen.

Damit haben wir bereits den Blick von der Arbeit an der rechtlichen Formgebung der Kirche zu der an ihrer liturgischen Ausgestaltung gewendet. Agenden, liturgische Handbücher für den Gottesdienst und die gottesdienstlichen Gemeindehandlungen müssen sein. Je weniger sie sich als Gesetze geben, je mehr sie sich darauf beschränken, Sammlungen mustergültiger Anleitungen und Vorbilder zu sein, desto dankbarer werden sie benützt werden und desto mehr Segen stiften. Fallen sie so aus, wie das Kirchenbuch für evangelische Gemeinden, zunächst für die in Elsaß-Lothringen, verfaßt von Professor Julius Smend, aus dem nun auch ein Auszug vorliegt (Handagende zum Kirchenbuch für evangelische Gemeinden, Predigtgottesdienst, Handlungen, Krankenbesuch. Straßburg i. E., E. von Hauten 1908, 239 S., gebunden 3,50 Mk.), so verstummen alle Vorbehalte, und das Buch wird mit Freude und Erbauung genossen und verwertet. Welch eine Fülle von Andacht ist allein aus dem für das Begräbnis zusammengestellten Material in Poesie und Prosa zu heben!

Dagegen ist mir nun völlig unverständlich, wie man auch für häusliche und Schulandachten eine Agende verfassen und empfehlen kann, solche Andachten in einer Schul- oder gar Hausgemeinde liturgisch zu gestalten: Evangelische Agende zum Gebrauch für Haus-, Schul- und Anstaltsandachten. 1. Teil: Liturgische Andachten bezw. ausgewählte Schriftstellen für alle Wochentage des Kirchen- und Schuljahres . . . von Professor Hermann Krieger. Wehlau, C. A. Scheffler 1908. 254 S. und Musikanhang von 32 S. Broschiert 7,50 Mk. Das Buch ist aus Schulandachten im Gymnasium zu Braunsberg erwachsen. Jede Kunstform scheint mir bei solcher Gelegenheit vom Uebel und keine liturgischen Finessen werden die schlichte persönliche Ansprache des Lehrers an seine Schüler ersetzen können. Ganz abgesehen davon, daß die dargebotenen Schrifttexte mir z. T. für Gymnasiasten höchst unglücklich gewählt vorkommen.

Erich Foerster

Berufliche Heimatkunde im Dienste der Wohlfahrtsarbeit. Ländliche Fortbildungsschule. Von Hermann Peters. Hildesheim, Gerstenberg 1909. Zweite Auflage. 210 S. 2 Mk.

Köln 1908, J. P. Bachem, 68 S., broschiert 1 Mk., ist eine geschickte und durch die Zusammenstellung von viel schwer erreichbarem Detail nicht wertlose Agitationsschrift, aber überzeugend nur für den, der es für unparitätisch hält, daß der Staat bei der Abmessung der Minimalgehaltssätze die Ehelosigkeit der katholischen Priester mit in Rechnung setzt.

Dies Buch will in seinem ersten Teil der ländlichen Wohlfahrtspflege neue Freunde werben, dabei doch auch den alten neue Gesichtspunkte bietend. Begeistert und Gewissen packend entrollt Peters vor uns das ganze Arbeitsgebiet. Die ländliche Wohlfahrtspflege gilt ihm mit Recht nicht als eine neben dem geistlichen Amte herlaufende Kulturaufgabe, sondern als ein Stück pfarramtlicher Verpflichtung; sie muß daher von uns immer mehr als ein Zweig der praktischen Theologie betrachtet werden; und so führt dies „Arbeitsprogramm" hoffentlich recht Viele zum Studium des in die Einzelheiten der Arbeit hineinführenden „Wegweisers" von Professor Sohnrey (neue erweiterte Auflage von 1908). Andererseits erscheint mir das Buch wie die Antwort auf eine Frage, die man im Kreise unserer „Freunde und Helfer der Jugendarbeit" kaum zu stellen wagte, weil man keine Antwort sah: Wie fangen wirs mit unserer ländlichen Jugend an? Von dem berühmten Grundsatze aus: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft, rückt Peters nämlich die ganze ländliche Wohlfahrtspflege unter den Gesichtspunkt der Jugendpflege. Die Fortbildungsschule, die berufliche Bildung und Liebe zur Heimat pflegt, das wirtschaftliche und soziale Interesse stärkt, das Geistes- und Gemütsleben reicher gestaltet, ist das wirksamste Mittel der Jugendfürsorge, die lebensfähigste Form (oder Grundlage) eines ländlichen Jünglingsvereins. Peters bietet aber nicht nur allgemeine Grundsätze, sondern ausgeführte Lehr- und Stoffpläne, die um ihres heimatlichen (niedersächsischen) Charakters willen natürlich überall entsprechend gewandelt werden müssen. Wertvoll ist auch die Sammlung von Gesetzen, ministeriellen und kirchlichen Erlassen zur ländlichen Fortbildungsschule. Das Buch ist gegenüber der ersten Auflage von 1906 bedeutend ergänzt, unter Anderm durch eingehende Berufung auf Pestalozzi.

Wilhelm Schubring

Kleine Mitteilungen. Ueber die „christliche" Kunstausstellung in Düsseldorf berichtet heute ein Theologe; ein Kunsthistoriker folgt.

Fortsetzung von Baumgartens Mendelssohn in nächster Nummer.

Zu D. Sulzes Aufsatz: wir haben bisher zu der letzten politischen Krisis geschwiegen. Sofern es sich um steuertechnische und finanzpolitische Fragen handelte, fühlten wir unsre Inkompetenz. Der Laie kann erst aus den Wirkungen Wert und Unwert dieser Gesetzgebung ablesen. Das allgemein-politische, moralische Raisonnement versagt gegenüber dem Spiel spezieller Entscheidungen. Dennoch hat es an Anlaß zu allgemeinen Betrachtungen nicht gefehlt. Mir war andauernd das Auffallendste, wie wenig wir regiert werden. Derselbe Eindruck, dem ich schon früher Worte lieh. Die Mehrheit, die im entscheidenden Augenblick siegte, war so gering und — durch den Ausschlag gebenden Anteil der Polen — so zweifelhaft zusammengesetzt, daß ich die Meinung nicht loswerde: nur ein klein wenig Energie, nur ein klein wenig Voraussicht und gründlichere Vorarbeit seiten der Regierung, und sie hätte ihren Willen durchgesetzt. Indem es an alledem fehlte, zweifle ich an dem Ernst dieses Willens, an dem Ernst dieser Regierung und damit an der staatsmännischen Tüchtigkeit des Fürsten Bülow, mag er auch noch so viel gute Eigenschaften vor Andern vorausgehabt haben. Die Steuergesetzgebung selbst aber, die wir erlebten, kann ich dann nicht so heillos verurteilen, wenn ich bedenke, daß auch die Liberalen bereit waren 400 Millionen indirekter Steuern zu bewilligen (womit ich grundsätzlich nicht einverstanden sein kann) und die Liberalen zwar für ihre Art, die 100 Millionen direkte Steuern aufzubringen, nicht aber für diese 400 indirekte die Hilfe der Sozialdemokratie zur Verfügung hatten. So konnte nur durch einen gewaltigen Druck, der Liberale und Konservative zusammenzwang, eine andre Steuergesetzgebung zustandekommen, und diesen auszuüben war die Regierung, war der Bundesrat offenbar entweder nicht willens oder nicht imstande. Eine „Finanzreform" haben wir nicht erlebt, aber sie ist doch ernstlich und tatsächlich niemals im Vorschlag gewesen. So habe ich zwar an allerhand Unwillen und Aufregung gewiß von Herzen teilgenommen: aber so wertvoll war das Verlorene nicht, daß ich darum das an die Stelle Getretene so grimmig hassen könnte. Den guten Willen und die Mittel, seine Ausgaben zu decken, hat unser Volk; aber um die staatsmännische Kraft, diesen Willen in die beste Bahn zu leiten, ist es bei unsern Verantwortlichen schwach bestellt. Wenn aus aller Verärgerung und Verurteilung, insbesondre auch aus dem Versagen der zum „Regieren" berufenen Instanzen der eine feste Drang sich entwickeln wollte, daß unser Volk ganz anders an seiner politischen Selbsterziehung arbeiten muß!

Was aber die neue herrschende Rolle des Zentrums anlangt, so glaube ich noch nicht recht daran. Die Besetzung der Ministerposten zeigt, daß im wesentlichen Preußen-Deutschland verwaltet werden wird wie bisher. Und das Zentrum ist durch mancherlei Zeichen der Zeit zur Vorsicht gemahnt, vor allem durch innere Schwierigkeiten. Wir haben lange uns mit der Entwickelung dieser Partei nicht beschäftigt; sie ist sehr anders verlaufen, als wir im Interesse des innern Friedens anno 1904 gewünscht haben; vielleicht ist jetzt die rechte Gelegenheit, an unsre Auseinandersetzungen von damals wieder anzuknüpfen. Aber wir wollen noch eine Weile beobachtend zuwarten. Und etwas Andres kann man augenblicklich an unsrer Stelle überhaupt nicht tun. Außer, wie Sulze, den Kampf gegen die religiösen und sittlichen Mängel beider Kirchen predigen. Denn die sind sehr groß und nicht zum wenigsten die direkte Ursache unsrer politischen Unreife und Schwäche.

Unsre Leser erinnern sich des Internationalen Kongresses von Boston. (Vgl. Nr. 12, 13, 15 d. J.) Die nächste Tagung dieses Kongresses findet in der ersten Hälfte des August 1910 in Berlin statt.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungskalender

4.—17. August Ferienkurse Jena (11.—17. Religion und Religionsunterricht)
29. Aug. — 5. Sept. Welt-Friedenskongreß Stockholm
24.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
21.—23. „ Deutscher Protestantentag Bremen
27.—30. „ Gustav Adolf Verein Bielefeld
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart
5.— 8. „ Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen (Holstein)
11. 12. „ Deutscher Evangelischer Kirchengesangverein Dessau

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 30. Die britischen Kirchenvertreter in Deutschland: I. Die Personalien unserer Gäste — Die Gesetzesvorlage über die Glaubensfreiheit in der russischen Reichsduma

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue, Berlin

Nr. 31. Die Zukunft der preußischen Landeskirche. III. — Die Bedeutung Calvins. Der Theologe. I. — Ein moderner Katechismus. (Schluß) — Aus Preußen: Preußischer Küstertag — Aus anderen deutschen Landeskirchen — Die badische Generalsynode. III. — Mancherlei

Verein für religiöse Erziehung

Im Anschluß an den Jenaer Religionswissenschaftlichen Ferienkurs findet am Mittwoch den 11. August 1909 in Jena die zweite Hauptversammlung des Vereins für religiöse Erziehung statt.

Tagesordnung:

Versammlung abends 6 Uhr für Mitglieder und von solchen eingeführte Gäste.

1. Allgemeiner Bericht über die Wirksamkeit des Vereins.
2. Bericht über die Arbeit der Ortsgruppen.
3. Kassenbericht.
4. Neuwahl des Vorstandes.
5. Beschluß über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung.
6. Vortrag von Fräulein Jahnow, Oberlehrerin, Marburg: „Der Religionsunterricht in der Schule und der Konfirmandenunterricht."

Oeffentliche Versammlung abends $^1/_2$9 Uhr. Vortrag von Professor D. Baumgarten aus Kiel: „Der Religionsunterricht und die moderne Theologie."

Der Vorstand des Vereins für religiöse Erziehung:
Dr. Ada Weinel, Jena. Helene Glaue, Gießen. Oberlehrerin Adolphine Marten, Essen. Dr. Gertrud Bäumer, Berlin. Oberlehrerin Maria Kley, Bonn.

Nähere Auskunft erteilt Frau A. Weinel, Jena, Johann Friedrichstraße 25.

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**
Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig
34. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 15. An alphabetical subject Index and Index Encyclopaedia to periodical Articles on Religion 1890—1899, ed. by Richardson (Bertholet) — Theologische Studien, Theodor Zahn dargebracht (Leipoldt) — Muss-Arnolt, Assyrisch-englisch-deutsches Handwörterbuch (Jensen) — Thureau-Dangin, Die sumerischen und akkadischen Königsinschriften (Küchler) — Natursagen, herausgegeben von Dähnhardt, I. Bd Sagen zum Alten Testament (Volz) — Westphal, Jahwes Wohnstätten nach den Anschauungen der alten Hebräer [Beihefte zur Zeitschrift für die alttest. Wissenschaft XV] (Volz) — Thompson, The Coptic Version of certain Books of the Old Testament (Leipoldt) — Deutsch, Lehrbuch der Kirchengeschichte (Tschackert) — Dombart, Zur Textgeschichte der Civitas Dei Augustins seit dem Entstehen der ersten Drucke [Texte und Unters. zur Gesch. der altchrist. Literatur, 3. Reihe, 2. Bd.] (Preuschen) — Meyer, Joh., Buch der Reformacio Predigerordens, herausg. von Reichert (Grützmacher) — Kirchliches Handbuch, herausg. von Krose, I. Bd. (Bruckner)

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten"

Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—900 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bombon.**

Vorzügliche Referenzen.

Sanatorium Tannerhof ••• Bayrisch Zell ••••

800 Mtr. Ländl. Erholungsst., famil. Charakt., vorw. veget. Küche, physikal. diätet. Behandl., Lufthütten, Bergsteigen im Luftbad, Alm 1200 m. Helferinnensystem, kein Trinkg. Wintersport. Prosp. Dr. v. Mengershausen.

Cand. min. sucht Stellung als **Vikar** im Ausland (am liebsten Frankreich oder England). Angebote unter **T 39** an die Redaktion.

Des verstorbenen Pastor Schmidts kleine **Sommervilla** in **Wernigerode a. H.**, (Wilhelmstr. 2) ist für August und September teilweise (3 bis 4 Zimmer, auch mit Küche) zu vermieten. Anfragen an **Fräulein Warneyer**, daselbst.

Im Verlag von **Eugen Strien** in **Halle, Saale** erschien:

Koehler, Generalsuperintendent D., Musikalische Agende für die Nebengottesdienste in liturgisch bereicherter Form nach Formular II A der Agende für die evangelische Landeskirche unter musikalischer Redaktion von Alex Kießlich, Dirigent des Knabenchors an der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. (II und 139 S.) 4°. 1909. geb. 4 Mk.

Schnecken und Muscheln

behandelt D. Geyer in seinem Buche „Die Weichtiere Deutschlands" (122 Seiten, 3 Tafeln, 66 Textbilder). Diese Biologie ist für jeden Naturfreund hochinteressant. Bequemes Taschenformat. Gegen Einsendung von nur **M. 1.50** erfolgt Frankozusendung eines geb. Expl. vom Verlag **Strecker und Schröder** in **Stuttgart** K 20. Umsonst und portofrei sendet die Firma auf Verlangen ihren illustrierten Prospekt über „Naturwissenschaftliche Wegweiser".

Godesberg a. Rhein

Töchterpensionat Lohmann
Coblenzerstraße 1. Gründliche Ausbildung in Wissenschaften, besonders Sprachen; Anleitung im Haushalt nach Reformgrundsätzen: Ausbildung zum Beruf der Frau. Herzliches Familienleben, gute Körperpflege (eigne Turnhalle und Tennisplatz). Näheres durch Prospekte.

Stellung

mit hohem Einkommen erhalten junge Leute jeden Standes durch Berufswechsel. Kurze Vorbildung gegen mäßiges Honorar. Viele Dankschreiben. Prospekte versendet die **Allg. Deutsche Kellnerschule in Magdeburg.**

Universität Jena

Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos
Universitätsamt

Gesucht wird von einer reichsdeutschen Familie in Böhmen (nahe der bayerischen Grenze) für sofort oder bis 1. Oktober für größeren Landhaushalt ohne Landwirtschaft eine selbständige, tüchtige, arbeitsfreudige **Wirtschafterin oder Stütze der Hausfrau.** Hohes Gehalt. Zeugnisse und Photographien nebst Bedingungen sind zu senden an **Frau Bergdirektor Kurt Seebohm, Falkenau a. d. Eger** Böhmen. Britanniagewerkschaft.

Evangelisches Vereinshaus Coblenz (Alt-Löhrtor) in der Mitte der Stadt gelegen, empfiehlt sich den Herren Geistlichen und Lehrern als gutes, preiswertes Logis und Restaurant. Vorzügliche Küche, gute Weine.

Georg Volland, Traiteur

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.

Errichtet 1831 — **Hochbau** — Verpflegungs-Anstalt — **Tiefbau** — Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. — Reifeprüfung. — Winterunterricht 15. Oktober.

D. R. P. und Auslandspatente. Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.
Keine unvergohrenen süßen Traubensäfte
sondern
vergohrene Traubenweine ohne Alkohol mit dem natürlichen Bouquet und Weingeschmack.
Alleiniger Hersteller:
Carl Jung
Weingutsbesitzer
in **Lorch** (Rheingau)
älteste u. größte Kellerei vergohrener alkoholfreier Weine.
Zweigniederlassungen:
Schweiz: St. Margrethen
Oesterreich: Bregenz

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg